This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

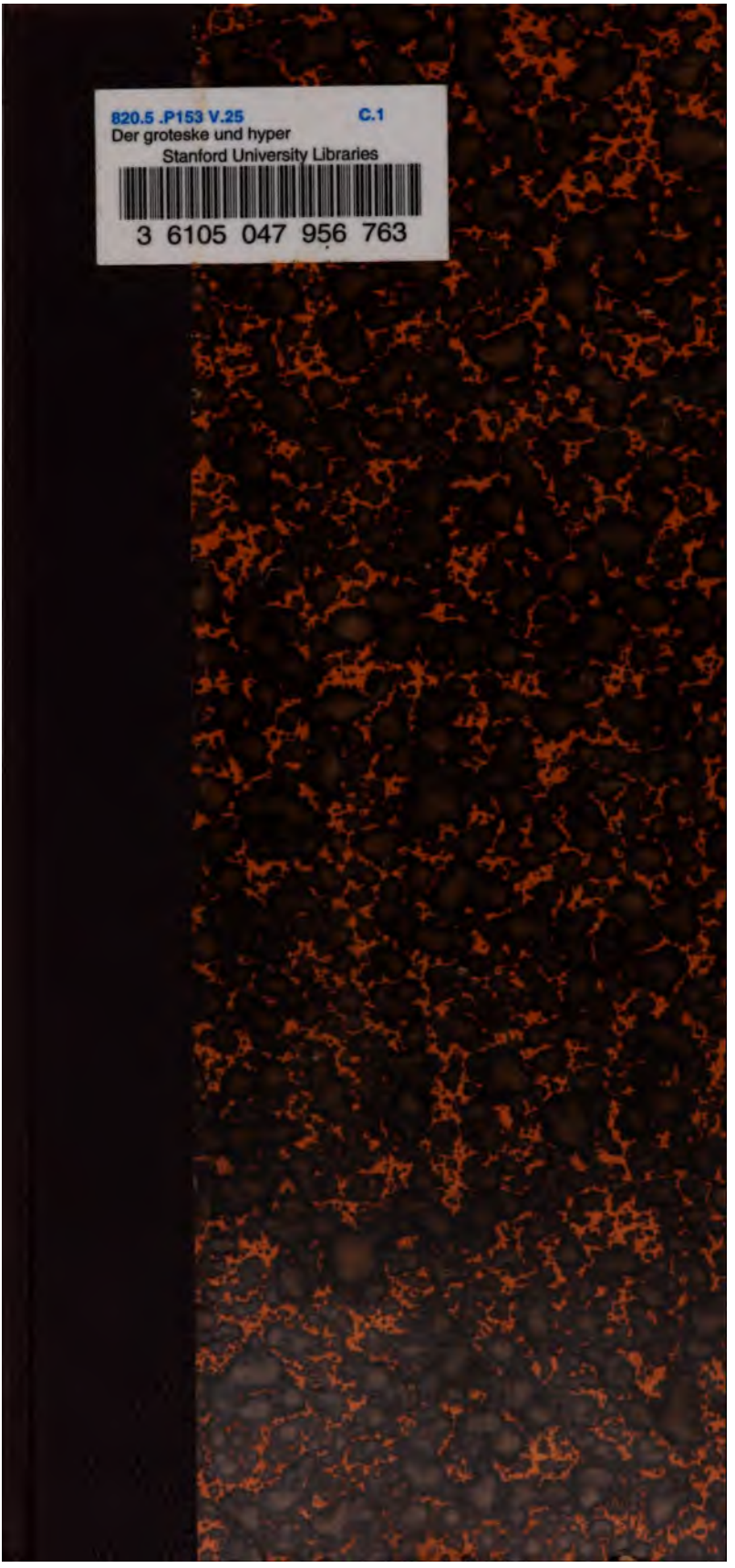
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

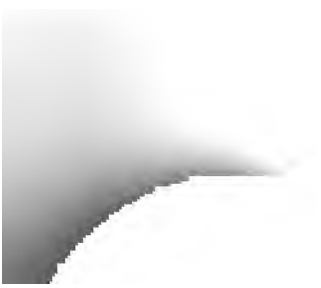
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


820.5 .P153 V.25 C.1
Der groteske und hyper
Stanford University Libraries
3 6105 047 956 763

320.5
R153



PALAESTRA.

Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie.

Herausgegeben

von

Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.

XXV.

Der groteske und hyperbolische Stil des mittelhochdeutschen Volksepos beschrieben von Leo Wolf.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1903.

PALAESTRA XXV.

Der

groteske und hyperbolische Stil

des

mittelhochdeutschen Volksepos

beschrieben von

Dr. Leo Wolf.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1903.

LIBRARY
LELAND STANFORD JUNIOR
UNIVERSITY

119683

Zeiten, in denen eine feine, besonders formell hoch entwickelte Dichtung exklusiven Charakters blüht, sind geneigt, auf die schlichteren, weithin zugänglichen Vorgänger verächtlich herabzusehen. Aber nicht immer sind die Tage der unmodern gewordenen Poesie darum gezählt; wenn die schöne Form zur leblosen Phrase zu werden droht, tritt die alte Kunst zuweilen mit Ehren aus dem Hintergrunde hervor, und an ihrer unmittelbareren Frische, ihrer dauernden Kraft gewinnt die erstarrte Modedichtung wohl gar ein neues Leben. Aus dem Gegensatz zwischen wertvollem, aber unscheinbarem altem Besitz und neuer blendender Mode begreift sich vieles, was in der mhd. Dichtung den höfischen Ritterroman von dem sogenannten Volksepos trennt. Aber jener Gegensatz wurde damals vertieft durch die Fügung, dass die alte Kunst in erster Linie gesungen und gesprochen, die neue geschrieben und gelesen wurde. Die äusseren Merkmale, die mhd. Volks- und Kunstepos scheiden, ergeben sich leicht. Die Epen, welche die altheimischen Stoffe der deutschen Heldensage behandeln, gelten als volksmässig, während die Kunstdichtung die ort- und zeitlosen Ritterabenteuer bevorzugt. Jene wählen gerne die ererbte strophische Form, diese fast ausnahmslos das Reimpaar. Dort eine alte Überlieferung, neben der der Name des modernen Umdichters kein Interesse hat; hier bei aller Abhängigkeit doch individuelles Gepräge und individueller Ehrgeiz, der für den eigenen Namen einen Platz findet. Dort endlich ein im mündlichen Vortrag ausgebildeter Kunststil von erprobter, aber nicht gerade wählerischer Stärke; hier der zähmende und dämpfende Einfluss höfischer Bildung.

Dieser Unterschied des Stils, der vielleicht tiefer geht als die anderen Merkmale, lässt sich schon darum nur schwer mit Händen greifen, weil die sogenannten Volksepen unter einander recht verschieden sind, höfischen und spielmännischen Elementen den Zutritt in sehr ungleichem Masse gestattet haben. Um so besser, dass wir nicht auf nachträgliche Observationen und Spekulationen angewiesen sind, wir haben sehr wertvolle, zeitgenössische Zeugnisse, die uns Gewähr dafür leisten, dass man auch um 1200 die künstlerische Verschiedenheit des Kunst- und des Volksepos deutlich empfand. Wolfram von Eschenbach, Willeh. 384, 23 sagt in sarkastischem Spott über die Volksdichtung: *ich hœr von Witegen dicke sagn daz er eins tages habe durchslagn ahtzehen tûsnt, als einen swamp, helme. der als manec lamp gebunden für in trüege, ob ers eins tages erslüege, sô wær sîn strît harte snel, ob halt beschorn wærn ir vel.*[1]) Was Wolfram hier rügt, ist die Übertreibung, die groteske Hyperbel in doppelter Beziehung: 1) die groteske Ausdrucksweise: *helme durchslagn als einen swamp*, die er vom Standpunkte der massvollen höfischen Kunst verurteilt; 2) die übertriebene Anzahl der von einem Helden getöteten Feinde, was rationalistisch spottend ad absurdum geführt und damit als grobe Geschmacklosigkeit erwiesen wird, da man sogar so viele Schafe, wären sie selbst gebunden und geschoren, an einem Tage nicht töten könne. Aus ganz anderer Sphäre führe ich ergänzend das Wachtelmäre an, das ähnlichen rationalistischen Spott enthält. Dem Verfasser des kleinen Scherzes liegt es fern, Unbehagen an dem Mangel der künstlerischen Mässigung zu empfinden; er spottet grob, aber drastisch, indem er die Übertreibung noch übertreibt: *her Dieterich von Berne schôz durch einen alten niuwen wagen, her Hiltebrande durch den kragen, her*

[1]) W. Grimm (H.S.[3] S. 70) bemerkt zu der Wolframstelle: 'Zwar in den erhaltenen Gedichten kann ich kein Beispiel von einer so übernatürlichen Tapferkeit finden, dagegen das angewandte Gleichniss, den Helm wie einen Schwamm durchhauen' u. s. w. (folgen einige Beisp.). Meine Darstellung wird Grimms Skrupel ausgiebig erledigen.

Ecken durch den schüzzelkreben. Kriemhilt vlôs dâ ir leben, daz bluot gegen Meinze ran, her Vasolt kûm entran, des lîbes er sich verwac (W. Grimm, H.S.[3] S. 188). Ein drittes Zeugnis endlich bietet die nordische Thidrekssaga. Diese, verfasst in der Mitte des 13. Jahrhunderts, giebt als ihre Quelle deutsche Lieder und Berichte an; wirklich stellt sich ihr Stil in seinen Hyperbeln ganz parallel dem der späteren deutschen Volksepen, auch wenn man in Rechnung zieht, dass die gewaltige Natur des Nordens zu einer leidenschaftlichen Steigerung der Rede anregte. Der Verfasser selbst hat ein volles Verständnis für die Eigentümlichkeiten jenes Stils, aber er fühlt schon das Bedürfnis, ihn gegen rationalistische Einwände in Schutz zu nehmen. Die Auseinandersetzungen seiner Einleitung sind so lehrreich, dass ich die wichtigsten Stellen hier anführe: *En þa er þiðrekr konungr var ok hans kappar, þa var langt liðit fra þvi er mannfolk þvarr, ok fair voru þeir i hveriu landi er halldiz hafi at aflinu. Ok þvi at þeir somnuduz eigi allfair i einn stað hinir sterku menn ok hverr þeirra hafði hin beztu vapn þau er iafnvel sniðu vapn sem holld, þa ma eigi undra at ryrt yrdi firir þeim lið smamennis ok usterkt. þat ma eigi tortryggia þott forneskiu sverð bitu iarn þau er með sva miklu afli voru till reidd* u. s. w.[1]) (Thidr. ed. Unger S. 3 f.). Und: *En þat er heimskligt at kalla þat lygi er hann hefir eigi set eða heyrt, en hann veit þo ekki annat sannara um þann lut. En þat er vitrligt at skoða með skemtan i samvizku sialfs sins þat sem hann heyrir, fyrr en opekkiz við eða firirliti. En sva*

[1]) Ich gebe ergänzend die Übers. von v. d. Hagen, Breslau 1855. S. XXXV ff, die auf B beruht: *Aber als König Dietrich und seine Recken lebten, da war schon lange vorher das Menschengeschlecht schwächer geworden, dass nur wenige waren in jedem Lande, die ihre Stärke behalten hatten; und weil diese starken Männer sich häufig an einer Statt sammelten, und ihrer jeder die besten Waffen zu eigen hatte, welche ebenso wohl Eisen schnitten wie Kleider, so mag es nicht wunderbar bedünken, dass alle schwächeren Männer vor ihnen zu nichte wurden. Auch mag das nicht bezweifelt werden, dass die alten Schwerter Eisen schnitten, dieweil sie mit so grosser Kraft geschwungen wurden* u. s. w.

ma vera at sa er til hlýðir vili firir því eigi til hlyða, at þat er ulikt hans verkum, ef sagt er fra mikilli atgervi eða storvirkium þeirra er þessi saga er fra. En allir hlutir þeir er þessir menn hafa haft i atgervi umfram aðra menn er sagan er fra, þott mikit þikki af sagt þeim er til hlyða, þa megu þat allir skilia, at eigi ma sva mikit fra segia þessum lutum ok oðrum, at eigi mundi almattigr guð fa gefit þeim þetta allt ok annat halfu meira ef hann villdi (Unger a. a. O. S. 5).[1])

Diese epischen Hyperbeln, die von den Geistlichen in ihrer Abneigung gegen kolossale weltliche Heldengrösse als Lüge verabscheut, von dem höfischen Geschmack als ungebildet belächelt, von dem nüchternen Realismus als phantastisch verspottet wurden, wurzeln in dem emphatischen Rhapsodenvortrag der epischen Volksdichtung, der Licht und Schatten scharf aufeinander setzt, die Hauptperson übergewaltig heraushebt, und überhaupt nur im stärksten Superlativ reden und mit grellen, ungedämpften Farben

[1]). Übers. von v. d. Hagen a. a. O. S. XXXVI ff. (nach B): *es ist aber unverständig, dasjenige Lüge zu nennen, was man nicht gesehen hat und geschrieben stehet, so man doch nichts anderes Wahrhaftigeres um dergleichen Dinge weiss. Dagegen ist es weislich, wo einer sagen hört was ihm unbekannt ist, dass er sich befleisse, weiter nachzuforschen und es gründlich einzusehen. Und es mag sein, dass mancher welcher zuhört, es für übernatürlich (olikt sinni natturu* B) *hält, wenn er von sothanen Tugenden und Grossthaten der Männer hört, von welchen diese Saga handelt: aber alle die Eigenschaften, womit diese Männer, von welchen hier gesagt wird, vor anderen Männern ausgerüstet gewesen, wie gross sie auch denen dünken mögen, welche davon hören, so sollen diese doch bedenken, dass nichts so Grosses von dieser oder anderer Art mag gesagt werden, dass der allmächtige Gott ihnen nicht das alles könnte gegeben haben, ja noch halbmal mehr, wenn er wollte.*

Übrigens ist der Autor der Thidrekssaga nicht konsequent. Auch er weist gelegentlich die Verantwortlichkeit seiner Quelle zu. Z. B. cap. 433, wo erzählt wird, dass Heime dem Riesen ein so grosses Stück vom Schenkel abgehauen, dass ein Pferd nicht mehr hätte tragen können, oder 352, dass Frau Ostacias zauberische Gefolgschaft dem bösen Feind gliche, sie selbst aber einem fliegenden Drachen. An anderer Stelle (70) zweifelt er selbst rationalistisch an der Wirksamkeit des Siegsteins.

malen mag. Verschiedene Momente wirkten zu diesem Ergebnis zusammen. Das grosse unerzogene Publikum packten nur übersteigerte Themata; die Kunst, die das typisch Menschliche, selbst das Alltägliche behandelt, ist einer naiveren Zeit noch fremd, dazu gehört schon ein gewisses Kulturraffinement. Die allitterierende Dichtung, die ihrem Wesen nach zum starken Betonen der Hauptbegriffe neigt, begünstigt die superlative Ausdrucksform. Grobe Kontraste erleichtern die Verständlichkeit vor einem sehr breiten und wechselnden Hörerkreis, zumal bei mündlichem Vortrag. Die unmittelbare Fühlung mit dem Publikum musste zur Mehrung und Verstärkung der scharfen Accente um so notwendiger verleiten, als der volksepische Stoffkreis beschränkt war: der erfolglüsterne Spielmann, der den Vorgänger oder Nebenbuhler überbieten will und muss, setzt, inhaltlich gebunden, dem bekannten Bilde immer schreiendere Töne auf. Der höfischen Kunst blieb das alles erspart: sie wendete sich an ein vornehmes, gebildetes Publikum, wirkte nicht nur auf Hörer, auch auf Leser, durfte ihren Reiz im stofflich und psychologisch Neuen suchen und diente dem Erwerbe nur mittelbar und bedingt. Es ist kein Zufall, dass der Marner, ein gelehrter, mit der höfischen Kunst vertrauter Lyriker unter den Stoffen, die das grosse Publikum von ihm hören will, weit überwiegend volksepische Themata nennt (Marner, herausg. v. Strauch XV, 261 ff.): der wandernde Spielmann sang noch im 13. und 14. Jahrhundert von Dietrich und Kriemhild, Wittich und Heime, Siegfried und Ecke, nicht von Iwein und Erec, Parzival und Tristan.

Erwuchs die Hyperbel aus dem mündlichen Vortrag bekannter und beliebter Themata vor einem grossen Publikum, so ist es begreiflich, dass sie in den Anfängen der deutschen Epik, als die Ereignisse, von denen die Heldensage berichtet, noch frischer, als der Hörerkreis, vor dem der Sänger sang, noch vornehmer war, nicht die Ausdehnung späterer Tage besass. Wirklich zeigen Beowulf und Hildebrandslied kaum Ansätze und die Hyperbeln

der Edda fallen aus der deutschen Stilgeschichte heraus. Dagegen wird es schon an der vergilischen Färbung liegen, dass der Waltharius nur so wenige, freilich drastische Züge der epischen Übertreibung bietet, und es war eine Konzession an die mässigende, höfische Kunst, wenn die volksepischen Dichtungen aus der Zeit der Blüte ritterlicher Bildung, wie Nibelungen, Gudrun, Alphart, Biterolf die naive Hyperbolik wenigstens zurückdrängen. Der echte volksepische Ton ist für uns litterarisch unsichtbar, so lange der verhüllende Schleier der höfischen Kunst unzerrissen über ihm liegt. Dieser Schleier lüftet sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts, und immer zahlreicher werden die Durchblicke; die rhapsodische Unterströmung tritt immer kräftiger zu Tage; ihre drastischen und grotesken Effekte finden an dem verrohenden Geschmack des Tages immer reichere Nahrung und nehmen in bänkelsängerischer Vergröberung zu bis in die Tage des Humanismus und darüber hinaus.

Diese Entwicklung könnte zu der Annahme verführen, als ob die hyperbolische und drastische Redeweise der mhd. Volksepen wirklich erst aus nachhöfischer Zeit stamme. Wolframs sarkastische Bemerkung erweist zum Glück schon für ihre Zeit den stilistischen Unterschied. Und wenn die Hyperbeln der Thidrekssaga den Stil ihrer deutschen Vorbilder festhalten, woran ich nicht zweifle[1]), so weist auch das mindestens in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Aber auch ein direkteres Zeugnis fehlt vielleicht nicht: wenn sich in vorhöfischen Epen von Geistlichen und Spielleuten des 12. Jahrhunderts ähnliche Züge drastischer Darstellung beobachten lassen, so liegt es nahe, da eine Anlehnung an den altgeprägten volkstümlichen Stil zu vermuten, der sich sehr wohl auch auf neue Stoffe übertragen liess. Der Spielmann zumal, der sonst von Dietrich

[1]) Ich setze voraus, dass wir die unmittelbaren deutschen Vorlagen der Thidrekssaga nicht kennen; Pauls entgegengesetzte Annahme (Sitzungsber. der Münch. Akad. 1900, 297 ff.) hat mich nicht irre gemacht.

und Hildebrand erzählte, wird schon an ihnen neben dem würdigeren Tone, den er für Rother und Herzog Ernst aufbringt, auch die groteskere Manier gelernt haben, in der er mit Salman umspringt. Ich sehe also das Anschwellen der hyperbolischen Momente im mhd. Volksepos seit ca. 1250 nur als ein Zurückdrängen höfischer Störungen, nicht als eine Neuerung an. Man kehrte, wie man die Stoffe der Heldensage zähe festhielt trotz manchen Umformungen, so zu der vielleicht Jahrhunderte alten Art nachdrucksvoller und greller Erzählungsweise zurück, höfische Mässigung als fremden Tropfen aus dem reinen Blute ausscheidend. Dieser meiner Auffassung steht allerdings die entgegengesetzte Ansicht entgegen, dass französischer Einfluss, nämlich Einfluss der Chansons de geste, die Stileigentümlichkeiten der Volksepen hervorgerufen habe (vgl. z. B. Henning, Nibelungenstudien, Cap. II, S. 19 ff.). Stofflich ist die Heldensage deutsch, und sie hat eine deutsche jahrhundertelange Tradition hinter sich; da wir deren Stilcharakter kaum kennen, so müssen wir uns wohl hüten, jede Übereinstimmung der mhd. Volksepik mit den Chansons de geste als Entlehnung zu verdächtigen. Gewiss, die Mönche aus Heldenblut, die heldenhaften Dümmlinge sind in der mhd. Heldensage durch Ilsan und Dietleib wohl vertreten, wie im Kunstepos durch Parzival, Rennewart, Wilhelm. Schliesst das aber deutschen Ursprung für Jung Siegfried aus? Wir wissen heute, dass die Chansons de geste stärkste Anregung aus Deutschland erhalten haben (vgl. Rajna: Origini dell Epopea francese, Firenze 1884). Unter diesem Gesichtspunkte hat es nichts Auffallendes, wenn wir aus der gleichen Wurzel parallele Entwickelung annehmen. Und was schon stofflich nahe liegt, hat bei einer stilistischen Erscheinung wie der Hyperbel noch weit mehr aprioristische Wahrscheinlichkeit. Auch die Chansons sind eine Art Volksepik, repräsentieren eine schlichtere, auf mündlicher, mehr volkstümlicher Entwickelung ruhende epische Gattung im Gegensatz zum Artusroman. Bieten doch selbst Ilias und Odyssee, die

unsere Heldensage gewiss nicht beeinflusst haben, eine Reihe vergleichbarer Übertreibungen: wie viel mehr Dichtungen zweier benachbarter Völker von nicht wesentlich verschiedenen Lebensbedingungen! Die Frage wird sich erst entscheiden lassen, wenn für die Chansons eine ähnliche Schilderung der hyperbolischen und drastischen Darstellungsmittel vorliegt, wie ich sie für das mhd. Volksepos zu geben beabsichtige. Vorläufig will ich nur darauf hinweisen, mit welcher Freiheit Konrad, der Dichter des deutschen Rolandsliedes, seiner Vorlage, der Chanson de Roland, gegenübersteht. Gewiss, eine ganze Menge Übertreibungen kann Konrad aus der Chanson haben. Wie bei Konrad und zumal im späteren Volksepos werden in der Chanson die Helden vor Leid ohnmächtig (Chanson de Roland par L. Gautier, Tours o. J. VV. 1989. 2220. 2416. 2422. 2880. 2981 u. ö.) oder weinen (773. 822. 825 u. ö.); Marsil stirbt vor Gram (3646). Sie sind gewaltig stark, spalten den Gegner von oben bis unten (1325 f. 1370. 1543. 1602 f.) oder bis auf die Zähne (1956. 3617. 3927). Ihre Rosse sind wie im Volksepos schnell wie Vögel oder wie der Wind (1197. 1492. 1529. 1573 u. ö.). Die Heereszahlen sind unermesslich, keiner bleibt übrig im Kampf. Wir finden die grössten Reichtümer: 400 Maultiere mit Gold beladen (33), das kaum auf 50 Wagen fortgeschafft werden kann, oder 700 Kameele mit Gold beschwert (645). Im Grunde sind das fast selbstverständliche Züge, die sich aus der grösseren Leidenschaftlichkeit und Kraft ungezügelter Natur mit innerer Notwendigkeit ergeben. Konrad hat sie dann auch nicht nur gesteigert (so die Heereszahlen, vgl. W. Grimm, Einleit. S. CXI f.), sondern er fügt eine Fülle anderer Hyperbeln ein, die seine Vorlage nicht hat, die aber in der heimischen Volksepik ihre Entsprechung finden. Ich greife nur die Schlachtschilderungen heraus im Anschluss an Golthers schöne Arbeit (Das Rol. des Pfaffen Konrad, München 1887). Da sprühen die Schwerter Funken, als ob sie brennten wie Holz, als ob ein ganzer Wald in Flammen stünde, als ob Feuer vom Himmel herabgefallen

wäre wie am jüngsten Tag (Golther a. a. O. S. 132 f.). Vor ihrer schneidenden Gewalt sind Schilde wie Blei und Lindenholz, ja wie Schwamm (ebenda 133). Der Held kämpft wie ein wilder Stier (Rol. 6196), und seine Gegner fallen vor ihm wie das liebe Vieh (5421), schwinden vor ihm wie der Schnee vor der Sonne (5172), ja die Toten häufen sich zu hohen Bergen (4146). Wie auf die Hochzeit freuen sich die Recken auf den Kampf (3442 f. 7746 f. u. ö.). Die Gegner fliehen *sam man sie prenne* (2946), oder werden zerstreut *sam ther wint an therre thurre tuot then stouf* (2346). Vom Heerschall fallen die Vögel unter dem Himmel tot zur Erde (3536). Die Berge erklingen und erbeben (6680) *sam sie alle lebeten*, und zum Schluss heisst es gar (6350 ff.): *ob ther walt lebete unt wâren thiu pleter elliu perente, sô wâre iz grôz wunter. wâ wuohs thize tiuveles kunter?* Dies alles hat im französischen Rolandslied keine Parallele, während die mhd. Volksepen sie reichlich gewähren; und noch vieles andere liesse sich aus anderen Gebieten hinzufügen, was mehr oder minder zwingend auf die deutsche Epik hinweist. So stützt gerade der Pfaffe Konrad, von dem wir erwarten sollten, dass er als der ersten einer, wenn nicht als der erste den Einfluss der französischen Chansons uns greifbar vermittelte, nur gewichtig die Überzeugung, dass der hyperbolische Stil längst zum autochthonen alten Besitz des deutschen Volksepos gehörte. Und das Zeugnis ist um so wichtiger, weil es bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückführt, also bis in eine Zeit, über die hinaus die Geschichte unseres volksepischen Stils sich in weite Strecken der vagen Hypothese verliert.

Die epische Hyperbel war ursprünglich durchaus ernst gemeint, oft gerade der Ausdruck sehnsüchtiger Bewunderung für verschwundene überragende Heldengrösse, mindestens ein Mittel besonders eindringlicher und pathetischer Darstellung. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass die Erziehung zur höfischen und später zur realistischen Kunst dem Publikum und dem Sänger die ursprüngliche

Unbefangenheit verkümmerte, dass die übergrossen Gestalten mit ihren übergewaltigen Thaten und kolossalischen Bewegungen allmählich nicht nur in höfischen Kreisen ein Lächeln hervorriefen, sondern wohl auch für den Geschmack der grossen Menge hie und da ins Komische umschlugen. Und der wandernde Rhapsode, der Spielmann wird auch diesen Effekt nicht verschmäht haben. Freilich dürfen wir nicht aus unserem heutigen Empfinden heraus abschätzen, was als grandios, was als grotesk wirkte. Ein dürftiges Kriterium gewinnen wir dadurch, dass in den mhd. Epen zuweilen das Lachen der an der Handlung beteiligten Personen erwähnt wird.

In der weitaus grössten Anzahl von Fällen bedeutet Lachen allerdings nichts weiter als ‚sich freuen'. Auch alle Beispiele des grimmigen Hohnlachens fallen für uns fort. Wo das Lachen eine Folge komischer Wirkung ist, da bezieht es sich im allgemeinen nicht auf Witze[1]), sondern wider Willen verursacht eine Person oder eine Handlung den Heiterkeitserfolg, und zwar wird besonders das belacht, was in irgend einer Weise vom Gewöhnlichen, der Regel, der Mode abweicht. Einem naiven Publikum wird auch heute noch ein Neger, ein fremdländisch gekleideter Mensch Gegenstand der Heiterkeit sein. Soweit sind auch die Volksepen höfisch beeinflusst, dass gerade die grossen Abweichungen vom höfischen Ideal in Derbheit, prahlendem Reckentum, oder auch in Feigheit Lachen erregten. Man lacht über Wate, Wolfhart und Ilsan.

Wenn Wate grob versichert, dass er sich im Kampf doch weit wohler fühle als in schöner Mädchen Gesellschaft, so lacht die Königstochter darüber laut (Gudr. 345),

---

[1]) Eigentliche Witze werden selten belacht. Als Wolfdietrich den Heidengott ‚Tot' in Stücke geschlagen, sagt er, die Heiden könnten froh sein, denn nun könnten sie nicht sterben, und erregt damit die Heiterkeit (Wolfd. D VI, 116). Ebenso Rüdiger, der, da er versprochen, vor Männern und Frauen ein Geheimnis zu bewahren, es einer Maid mitteilt und nun scherzhaft meint, er habe sein Wort nicht gebrochen (Bit. 4475).

ebenso wie Wolfdietrichs Antwort auf dieselbe Frage: Schild und Speer sei seine liebste Minne, das Lachen erregt (Wolfd. D VII, 80). Aber Wolfdietrich muss gleich darauf erklären, er habe nur Scherz gemacht, denn der Dichter will seinen Liebling vor dem Fluche der Lächerlichkeit, der unhöfischen Plumpheit bewahren; bei Wate, der von vornherein als Charge behandelt wird, thut ein Widerruf nicht Not. Lachen begrüsst seinen klotzigen Scherz, sich zu stellen, als verstehe er nichts von der edlen Waffenkunst (Gudr. 360), und als dann Hagen gar spasst: *ich ensach nie junger lernen alsô swinde*, da entfesselt das reckenhafte Heiterkeit.

Besonders Wolfhart in seiner ungestümen renommistischen Rauflust ist unter höfischen Einflüssen nahezu zur komischen Figur geworden. Es genügt, dass Hildebrand trocken bemerkt, Wolfhart werde über ihn spotten (Virg. 584,9): *dô erlacht diu künegîn mit einer ganzen rotten, die klâren meide alle gar, ritter und alle ir knehte, die lachten alle an einer schar. des lachte ouch her Hildebrant.* Man lacht über ihn, wenn er fürchtet, keinen Gegner mehr zu bekommen (Bit. 7765. 7767), lacht über seinen ungebändigten Mut (Sig. Dr. 22), man lacht über seinen Kummer, als er im Turnier gefangen ist (Bit. 8939), ebenso als er dann zur Minderung der Schande nicht will, dass man ihn kennt (Bit. 9053), man lacht über seinen Ehrgeiz, der gern ein Land hätte, und sei es eine Wüste (Bit. 11583). Man zieht ihn auf, wenn er tapfer gewesen, als habe er nichts gethan (Dietr. Fl. 8368). Nicht minder komisch wirkt daneben seine gelegentliche Feigheit und die Scheltreden, die er darüber hören muss (Virg. 691. 694. 733). Der Dichter lässt ihn auch wohl mit einem Zwerglein den Zweikampf bestehen wollen, damit alle über ihn lachen (Virg. 982). Wenn er Kuss und Liebe will, geht es ihm nicht besser (Sig. Dr. 127. 131). Als er sich des von Kriemhild erhaltenen Kusses rühmt, wird auf sein ungekämmtes Haar hingewiesen und abermals erntet er Gelächter (Roseng. D 580). Natürlich haben ähnliche Züge

bei anderen Helden ähnliche Wirkung, wenn z. B. Wolfdietrich alles, was ihm in den Weg kommt, prügelt (Wolfd. A 252). Als der ganz jugendliche Dietleib in biederer Ernsthaftigkeit seinen Eifer zum Kämpfen auseinandersetzt, da nötigt dies dem König wenigstens ein Lächeln ab (Bit. 3923), ebenso schmunzelt der Vater, als sein materieller gewordener Sohn versichert, bei so gutem Essen könne man das Heerfahrten schon aushalten (Bit. 5523). In jugendlichem Übermut freut sich Nantwin von Bayern seinem Oheim Witige das *wîcgewant* im Turniere nehmen zu können (Bit. 6598 f.); und wenn auch die anderen Helden ebenso wie Rüdiger ihrem Schöpfer danken mögen, dass sie nicht solche robusten Neffen haben, so lacht man doch herzlich über ihn (ähnlich 8532). Wie Wolfharts Feigheit komisch wirkte, so lacht Alphart über das ängstliche Gewimmel der Feinde (Alph. 190), so wirkt Dietrichs Angst vor jenem gewaltigen Eisenmanne unbedingt zwerchfellerschütternd (Virg. 203, 206; ebenso die Bibuncs: 247), so lachen Wolfdietrich und die Damen über die Mutlosen, die sich fürchten, an des Helden bewährter Kraft im Buhurt das eigene Können zu messen (Wolfd. D IX, 201).

Den inneren Widerspruch empfand und betonte man an dem Mönchritter Ilsan, der lieber hätte *ze kôre* gehen sollen (Roseng. A 250); und man lachte mit Fug, wenn der derbe, täppische Unhold, die scheltende Kriemhild auslachend, ihr vorpredigt, Fluchen habe der liebe Gott verboten.

Eigenlob und starkes Selbstbewusstsein sind für den Recken selbstverständliche Dinge; wenn aber der Erfolg zu dem Prahlen in schneidendem Contraste steht, so ist das ridicül. Ein prahlerischer Graf, der sofort ohne Mühe von Wolfdietrich überwunden wird, muss sich zum Schaden noch das herzliche Lachen der schönen Amie gefallen lassen (Wolfd. D VII, 199). Schwächen, Abweichungen vom Ideal der Frau, sind ein beschränkteres Gebiet komischer Ergötzung. Brünhilds ängstliches Misstrauen, die beim Einpacken ihrer Schätze einen ihrer eigenen

Leute grösserer Sicherheit halber dazustellt, erweckt allgemeine Heiterkeit (Nib. A 489). Ebenso muss Laurin lachen, als Dietleibs Schwester sich sofort tröstet, einen Zwerg zum Gatten zu bekommen, da sie hört, wie reich er sei (Laur. D 82 f.). Frau Ibelins Angst um Dietrich bietet wegen des allzugrossen Interesses, das sie an den Tag legt, des öfteren Stoff zum Lachen (Virg. 460. 825). Auch erotische Andeutungen üben wohl komische Wirkung: als Dietrich mit seiner jungen Frau zum ersten Mal in die Kammer geht, lacht Frau Helche (Rab. 117).

Ein Lieblingsgegenstand der Komik sind endlich Zwerge und Riesen. Yljas von Ruizen erscheint der kleine Zwerg Alberich spasshaft (Ortn. 240), zumal wenn er unsichtbar die Fahne dem Heere voranträgt (Ortn. 358); man lacht über die fingerhohen Zwerge (Virg. 568), und denselben Erfolg hat Laurin in seinem Bräutigamsprunk (Laur. K 155); ebenso wirken die Zwergen-Zweikämpfe mit Rittern auf die Lachmuskeln (Virg. 678. 992). Ein andermal belustigt den Recken Hildebrand ihre Schwäche, als mehrere von ihnen seinen Schild nicht heben können (Virg. 356); doch erleben (Virg. 593) zwei Ritter die gleiche Blamage. Man macht sich auch wohl einen Spass mit ihnen: Hildebrand, zum Essen genötigt, sagt, er griffe ja gern zu, habe aber Furcht vor dem Zwerg Bibunc, der sicher mit ihm kämpfen wolle, worauf sich Gelächter erhebt, das gar nicht wieder enden will (Virg. W 356 f.). Der Kontrast zwischen Zwerg und Riese war besonders dankbar. So wundert sich (Virg. W 802 f.) ein Riese über die kleinen Männerchen, er meint, davon könne er sieben mit Haut und Haar verschlingen; einen der Kleinen will er gar über das Zeltdach werfen und belustigt dadurch die Gesellschaft, vor Allem die Damen. Aber auch vor der Riesen grotesker Ungeschlachtheit verstummt das Lachen nicht. Ihre drastisch geschilderte unhöfische Kampfart macht (Sig. Dr. 194) den Helden lachen, ebenso (Wolfd. D V, 67 f.) der Anblick eines Riesen, der, beider Hände beraubt, die Stümpfe schmerzvoll in den Mund steckt. Dies Lachen

bei anderen Helden ähnliche Wirkung, wenn z. B. Wolfdietrich alles, was ihm in den Weg kommt, prügelt (Wolfd. A 252). Als der ganz jugendliche Dietleib in biederer Ernsthaftigkeit seinen Eifer zum Kämpfen auseinandersetzt, da nötigt dies dem König wenigstens ein Lächeln ab (Bit. 3923), ebenso schmunzelt der Vater, als sein materieller gewordener Sohn versichert, bei so gutem Essen könne man das Heerfahrten schon aushalten (Bit. 5523). In jugendlichem Übermut freut sich Nantwin von Bayern seinem Oheim Witige *das wîcgewant* im Turniere nehmen zu können (Bit. 6598 f.); und wenn auch die anderen Helden ebenso wie Rüdiger ihrem Schöpfer danken mögen, dass sie nicht solche robusten Neffen haben, so lacht man doch herzlich über ihn (ähnlich 8532). Wie Wolfharts Feigheit komisch wirkte, so lacht Alphart über das ängstliche Gewimmel der Feinde (Alph. 190), so wirkt Dietrichs Angst vor jenem gewaltigen Eisenmanne unbedingt zwerchfellerschütternd (Virg. 203. 206; ebenso die Bibunes: 247), so lachen Wolfdietrich und die Damen über die Mutlosen, die sich fürchten, an des Helden bewährter Kraft im Buhurt das eigene Können zu messen (Wolfd. D IX, 201).

Den inneren Widerspruch empfand und betonte man an dem Mönchritter Ilsan, der lieber hätte *ze kôre* gehen sollen (Roseng. A 250); und man lachte mit Fug, wenn der derbe, täppische Unhold, die scheltende Kriemhild auslachend, ihr vorpredigt, Fluchen habe der liebe Gott verboten.

Eigenlob und starkes Selbstbewusstsein sind für den Recken selbstverständliche Dinge; wenn aber der Erfolg zu dem Prahlen in schneidendem Contraste steht, so ist das ridicül. Ein prahlerischer Graf, der sofort ohne Mühe von Wolfdietrich überwunden wird, muss sich zum Schaden noch das herzliche Lachen der schönen Amie gefallen lassen (Wolfd. D VII, 199). Schwächen, Abweichungen vom Ideal der Frau, sind ein beschränkteres Gebiet komischer Erregung. Brünhilds ängstliches Misstrauen, die beim Einpacken ihrer Schätze einen ihrer eigenen

Leute grösserer Sicherheit halber dazustellt, erweckt allgemeine Heiterkeit (Nib. A 489). Ebenso muss Laurin lachen, als Dietleibs Schwester sich sofort tröstet, einen Zwerg zum Gatten zu bekommen, da sie hört, wie reich er sei (Laur. D 82 f.). Frau Ibelins Angst um Dietrich bietet wegen des allzugrossen Interesses, das sie an den Tag legt, des öfteren Stoff zum Lachen (Virg. 460. 825). Auch erotische Andeutungen üben wohl komische Wirkung: als Dietrich mit seiner jungen Frau zum ersten Mal in die Kammer geht, lacht Frau Helche (Rab. 117).

Ein Lieblingsgegenstand der Komik sind endlich Zwerge und Riesen. Yljas von Ruizen erscheint der kleine Zwerg Alberich spasshaft (Ortn. 240), zumal wenn er unsichtbar die Fahne dem Heere voranträgt (Ortn. 358); man lacht über die fingerhohen Zwerge (Virg. 568). und denselben Erfolg hat Laurin in seinem Bräutigamsprunk (Laur. K 155); ebenso wirken die Zwergen-Zweikämpfe mit Rittern auf die Lachmuskeln (Virg. 678. 992). Ein andermal belustigt den Recken Hildebrand ihre Schwäche. als mehrere von ihnen seinen Schild nicht heben können (Virg. 356); doch erleben (Virg. 593) zwei Ritter die gleiche Blamage. Man macht sich auch wohl einen Spass mit ihnen: Hildebrand, zum Essen genötigt, sagt, er griffe ja gern zu, habe aber Furcht vor dem Zwerg Bibunc. der sicher mit ihm kämpfen wolle, worauf sich Gelächter erhebt. das gar nicht wieder enden will (Virg. W 356 f.). Der Kontrast zwischen Zwerg und Riese war besonders dankbar. So wundert sich (Virg. W 802 f.) ein Riese über die kleinen Männerchen, er meint. davon könne er sieben mit Haut und Haar verschlingen; einen der Kleinen will er gar über das Zeltdach werfen und belustigt dadurch die Gesellschaft, vor Allem die Damen. Aber auch vor der Riesen grotesker Ungeschlachtheit verstummt das Lachen nicht. Ihre drastisch geschilderte unhöfische Kampfart macht (Sig. Dr. 194) den Helden lachen. ebenso (Wolfd. D V. 52 der Anblick eines Riesen. der. beider Hände beraubt. die Stümpfe schmerzvoll in den Mund steckt. Dies Lachen

thut uns weh: aber es ist altererbte heroische Gefühllosigkeit, über grässliche Wunden grausam zu scherzen (Walth. 1424 ff.; vgl. Bit. 12467. 12471. 12584. 12622. 12638. 12645. 12685. 12719).

Man lacht also im Volksepos gerne über ungefüge Rüpel, über die graubärtigen, groben Recken der alten Zeit, über rauflustige, eitle Renommisten: die rohe Kraft, das lärmende Prahlen, die kolossale Grösse wird nicht mehr unkritisch bewundert. Aber es sind doch nur die derbsten äusseren Effekte, die zum Lachen reizen: nur ganz ausnahmsweise stimmt auch schon ein unhöfisches Wort und die Verzweiflung des alten Ritters, dem es entschlüpfte, die Königin heiter (Wolfd. D VIII, 195). Die dröhnende Hyperbelsprache früherer Tage hat daneben auf weitem Felde ihren alten Ernst bewahrt: die parodistische Behandlung, zu der sie eine minder naive Welt verlocken konnte, ist auf wenige Figuren und Motive beschränkt geblieben, an denen der Spielmann freilich seine besondere Freude hatte. Immerhin, je jünger die Dichtungen, je lachlustiger wird das Publikum, je eifriger ist der Bänkelsänger auf drastische und immer drastischere Effekte bedacht, die das alte würdevolle Ethos der Volksepen zu vernichten drohen. Die wuchtige Stimmkraft der vorlitterarischen Adelskunst verletzt das zartere Ohr einer litterarisch gewordenen Zeit und sinkt zum Pöbel herab, der sich an dem lauten Tone freut, aber die Majestät dieser vollen Klänge kaum mehr ahnt.

Wenn ich im Folgenden die hyperbolischen und groteskkomischen Darstellungselemente des mhd. Volksepos in ihren Grundzügen zu beschreiben unternehme, so meine ich damit nicht nur einen Beitrag zur Motiv- und Stilgeschichte des 13.—15. Jahrhunderts zu geben, sondern vor allem einen Stiltypus vorzuführen, der, in litterarischer Zeit überdeckt oder zurückgedrängt, recht eigentlich im mündlichen epischen Vortrag wurzelt. Was altes Erbe aus der unlitterarischen Kunst des 11. und 12. oder noch früherer Jahrhunderte, was neuere Entwickelung, neuere

bänkelsängerische Übertreibung ist, das im einzelnen zu scheiden habe ich weder die Absicht, noch Mittel und Raum. Gerade die unbefangene und anspruchslose Beschreibung wird der litterarischen Forschung den besten Dienst thun. Dass der Stil des Volks- und des Kunstepos sich nicht mit unvermittelter Schärfe trennt, ist selbstverständlich, und ich habe selbst auf diese und jene Hyperbel hingewiesen, die aus der Sprache der Heldensage an die Tafelrunde gedrungen ist. Solche Übergänge machen den Wesensunterschied nur um so deutlicher.[1])

[1]) Vollständigkeit ist in den folgenden Sammlungen nur für die extremeren Hyperbeln angestrebt; die gewöhnlichen Typen sind immer nur durch ein paar Beispiele erläutert.

Verzeichnis der benutzten Denkmäler.[1])

I. Älteste Zeit:

1. Hildebrandslied: Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler I. (Hildebrdsl.)
2. Edda (Heldenlieder): Hildebrand, Die Lieder der älteren Edda. Paderborn 1876. (Edda.)
3. Beowulf: herausg. von M. Heyne. Paderborn 1888. (Beow.)
4. Waltharius: Waltharii poesis I, herausg. von Althof. Leipzig 1899. (Walth.)

II. 12. Jahrhundert:

1. Rolandslied: herausg. von Bartsch. Leipzig 1874. (Rol.)
2. Spielmannsepen.
   a) Orendel: herausg. von Berger. Bonn 1888. (Or.)
   b) St. Oswald: Sant Oswaltes Leben, herausg. von Ettmüller. Zürich 1835. (Osw.) vgl. Zs. II, 92—120.
   c) König Rother: herausg. von Bahder. Halle 1884. (Roth.)
   d) Salman und Morolf: herausg. von Vogt. Halle 1880. (Salm.)
   e) Herzog Ernst: herausg. von Bartsch. Wien 1869. (Ernst.)[2])

---

[1]) Die im folgenden benutzte Abkürzung ist immer in Klammern beigefügt.

[2]) Vergleichsweise: Herbort von Fritzlar, liet von Troye, herausg. von Frommann. Quedlinburg 1837. (Herb.)

III. Erste Hälfte des 13. Jahrhunderts:

1. Nibelungenlied.
   A. herausg. von Lachmann. 5. Aufl. Berlin 1878. (Nib. A)
   B. herausg. von Bartsch: Der Nibelunge Noth u. s. w. 3 Bde. Leipzig 1870. (Nib. B)
   C. herausg. von Zarncke: Das Nibelungenlied. 6. Aufl. Leipzig o. Jahr. (Nib. C)[1])
2. Klage A: herausg. von Lachmann, vgl. Nib. A (für die übrigen Fassungen: Die Klage, herausg. von Bartsch. Leipzig 1875). (Klage)
3. Biterolf und Dietleib: herausg. von Jänicke H.B. I.[2]) (Bit.)
4. Alpharts Tod: herausg. von Martin H.B. II. (Alph.)
5. Gudrun: herausg. von Martin. Halle 1872. (Germ. Handbibl. II.) (Gudr.)

[6. Thidrekssaga[3]): herausg. von Unger. Christiania 1853. (Thidr.)

7. Danmarks gamle folkeviser udgivne af Grundtvig I. Kjöbenhavn 1853.[4])]

IV. Von Mitte des 13. bis Mitte des 14. Jahrhunderts:

1. Ortnit: herausg. von Müllenhoff-Jänicke. H.B. III. (Ortn.)
2. Wolfdietrich A: herausg. von Amelung. H.B. III. (Wolfd. A)
3. Wolfdietrich B: herausg. von Müllenhoff-Jänicke. H.B. III. (Wolfd. B)
4. Ecke: herausg. von Zupitza. H.B. V. (Ecke.)
5. Sigenot: herausg. von Zupitza. H.B. V. (Sig.)

---

[1]) Wenn alle drei Fassungen übereinstimmen, ist immer Nib. und Klage A citiert. Der gegenteilige Fall ist stets besonders bemerkt.

[2]) H.B. = Deutsches Heldenbuch, herausg. von Jänicke, Martin, Amelung u. s. w. Berlin 1866—73. 5 Bde.

[3]) Übersetzt von Fr. H. v. d. Hagen. 2. Aufl. Breslau 1853.

[4]) Die Sammlung enthält Kämpeviser aus verschiedenster Zeit. Vgl. ferner W. Grimm: Altdänische Heldenlieder. Heidelberg 1811.

6. Laurin: herausg. von Holz, Laurin und der kleine Rosengarten. Halle 1897. (Laur. A.K.D)
7. Dietrichs Flucht: herausg. von Martin. H.B. II. (Dietr. Fl.)
8. Rabenschlacht: herausg. von Martin. H.B. II. (Rab.)
9. Virginal: herausg. von Zupitza. H.B. V. (Virg.)
10. Rosengarten: herausg. von Holz. Halle 1893. (Roseng. A u. D); herausg. von W. Grimm. Gött. 1836. (Roseng. C)
11. Wolfdietrich D: herausg. von Amelung u. Jänicke. H.B. IV. (Wolfd. D)

V. Spätmittelalterliche Bearbeitungen (15. und 16. Jahrh.):

1. Ältester Druck des Heldenbuchs aus dem 15. Jahrhundert. Stuttg. Litt. Ver. LXXXVII. 1867. (Ortn., Wolfd., Laur., Roseng. mit beigefügtem Vermerk ‚Heldenbuch').
2. Kaspar von der Rön's Heldenbuch: Gedr. von v. d. Hagen u. Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters II. Berlin 1820. Enthaltend: Ortnit, Wolfdietrich, Etzels Hofhaltung, Ecken Auszfahrt, Siegenot, Dietrich und seine Gesellen (Virginal), König Laurin, Rosengarten, Hildebrandslied, Meerwunder, Herzog Ernst (die bekannten Abkürzungen mit beigefügtem ‚Kaspar').
3. Wiener Piaristenhandschrift:
   a) Nibelungenlied: Stuttg. Litt. Ver. CXLII. 1879. (Nib. Piar.)
   b) Dietrichs erste Auszfahrt (Virginal): Stuttg. Litt. Ver. LII. 1860. (Virg. W)
4. Ecken Auszfahrt: Strassburger Druck von 1559, herausg. von Schade. Hannover 1854. (Ecke Dr.)
5. Sigenot: Druck ohne Jahr, herausg. von Schade. Hannover 1854. (Sig. Dr.)
6. Laurin: Druck ohne Jahr, herausg. von Schade. Leipzig 1854. (Laur. Dr.)

7. Das Lied vom hürnen Seyfrid: Druck des 16. Jahrh. Hallesche Neudrucke 81/82. (Lied v. h. Seyfr.)
8. Volkslied von Hildebrand: Strassb. Druck ohne Jahr, Nürnberger von 1520. Denkm. II. (jüng. Hildebrdsl.)
9. Konig Ermenrikes dôt: herausg. von Gödeke. Hannover 1851. (Erm. dôt.)

[10. Volksbuch vom gehörnten Siegfried. Druck von 1726. Hallesche Neudrucke 81/82. (Volksb. v. geh. Siegfr.)]

Cap. I. Der Held.

§ 1. Gestalt.

Einen kampfgewaltigen Helden sich klein von Gestalt vorzustellen, das liegt uns so fern, wie dem Mittelalter. Können wir uns doch selbst auf der Neigung ertappen, den grossen Geist am liebsten in mächtigem Leibe zu suchen, und je sinnlicher die Vorstellung — und den Vorzug sinnlicher Anschauung haben die Jahrhunderte der Heldensage vor uns voraus — je gewaltiger in seinem Körperbau wird der Held gedacht. Er wird mit riesischen Zügen ausgestattet, obwohl die Trennung zwischen Recken und Riesen im allgemeinen streng aufrecht erhalten wird.[1]) Gehörten doch Recken wie Riesen einer versunkenen grossen Zeit an. Als dann aber ein anderes Ideal den Deutschen von Frankreich her kam, das des feinen, formgewandten und eleganten Ritters, zu dessen Hauptvorzügen die neue Tugend der *mâze* gehörte, da konnte auch die alte riesische Gestalt des Recken nicht unbeeinflusst bleiben, sie näherte sich dem höfischen Bilde, die Recken wurden Ritter von natürlicher menschlicher Grösse. Aber eine Unterströmung hat es gegeben, in der die alte Vorstellung von der gewaltigen Heldengestalt fortlebt, bis sie seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch litterarisch zum Durchbruch kommt.

In den mehr höfischen Epen, wie Nib. Gudr. Alph. sind die Helden höchstens *grôz* oder *wît zen brusten* (z. B. Nib. A 1672; Alph. 78 u. ö.); doch hat Hagen, der über-

[1]) Vgl. Thidr. 14: *þa var hann sva mikill maðr vexti varla fekkz hans maki þess er hann var eigi risi.*

haupt mehr vom Reckentypus behalten hat, lange Beine (Nib. A 1672), wo es auch heisst, dass *eislîch sîn gesiune* sei. In näherer Anlehnung an das Riesenhafte finden wir (Bit. 7835) *si wâren wol risenmæzic*, und die Klage, die hier wie öfter in auffallender Übereinstimmung zu den späteren Epen steht, sagt (A 965) von Gernot: *wol gewahsen was der man an grœze und an lenge, diu tür wart im ze enge, dâ man die tôten ûz truoc*; doch das sind Ausnahmen.

In der Thidr. und im späteren deutschen Volksepos zeigt sich ein ganz anderes Bild. Thidr. 14 wird Dietrich beschrieben als gewaltig gross, so dass man nirgend seinesgleichen sah (ähnlich Cap. 1. 80. 180. 185. 421). Sein Gesicht ist lang und breit, seine Arme dick wie ein Stamm und hart wie ein Stein, Schenkel und Füsse wie die eines Riesen. Ebenso oder ähnlich ist Siegfrieds Aussehen (Cap. 185). Er ist so gross, dass die Spitze seines Schwertes, wenn er durch ein Kornfeld schreitet, noch nicht die Spitzen der Ähren erreicht, und seine Schultern sind wie die dreier Männer breit. Im späteren Volksepos ist die Übertreibung fast noch grösser. Der Berner ist (Ecke 29) *zen brusten harte wît gestalt alsam die löuwen*, und Laurin hat (Kaspar Str. 7): *an seyner purge so manchen dinste man: der waren funf recken, als ich vernommen han; die andern waren cleine als itzund sein die leut, sie waren ritter grafen, als ich euch hie bedawt.* Es gilt hier also als selbstverständlich, dass die berühmten Recken der alten Zeit durch ihre Grösse über das gewöhnliche Mass hervorragen, und es ist nur die natürliche Konsequenz, wenn im Roseng. (Kaspar 104. 110. 129 u. ö.) Heime, Gernot und Hagen wirklich gradezu Riesen genannt werden. Wenn Zingerle die Fresken im Runkelsteiner Schlosse [1]) richtig so deutet, dass Ortnit unter den Riesen seinen Platz hat, so würde auch dies in dieselbe Reihe gehören, freilich ist

[1]) Freskencyklus des Schlosses Runkelstein bei Bozen, gez. und lithographiert von J. Seelos, erklärt von Dr. J. V. Zingerle, Innsbruck 1857.

jene Deutung sehr ungewiss.[1]) Die Entwickelung des Wortes ‚Recke', der typischen Bezeichnung der Helden alter Art, weist auf das gleiche Ziel hin. In späterer Zeit ist Recke und Riese einfach identisch (DWb.): Polyphem ist *ein* Recke (Altd. Blätter I, 122); *gigas* = Recke (Dief. 262b); *groszmechtige leut so man risen und recken nent* (Aventin chron. I 49, 8); das ‚Heldenbuch', das Kaiser Maximilian schreiben liess, wird synonym auch ‚Riesenbuch' betitelt (vgl. Germ. 383; Anz. f. d. Alt. XXVII, 156). — Ein phantastischer Auswuchs zum Riesischen sind Heimes vier Ellenbogen (Roseng. D VII, 279), aus denen Kaspars Bearbeitung gar drei Hände und vier Ellenbogen macht (104); vgl. unten den Abschnitt ‚Riesen'. Besonders deutlich wird die groteske Übertreibung durch die nicht seltene Angabe bestimmter Zahlen. Dietrichs Brust*weite* (Thidr. 14) beträgt zwei Ellen, und Siegfrieds (185) die von drei Männern. Genelun ist (Rol. 1651) drei Ellen *breit*. Siegfrieds gewaltige Grösse (Thidr. 185) erwähnt ich schon, wo zwar keine bestimmte Zahl aber eine anschauliche Vergleichung die Grösse malte. Noch übertriebener heisst es im dänischen Heldenliede ‚Greve Genselin' (26; Grundtvig a. a. O. I, S. 224), das überhaupt das Unglaublichste in dieser Art leistet: *thend mindste kieempe, y dansenn waar, war XV allne till kneee.* Im Orendel wird, auch das ein riesischer Zug, Meister Ise nachgesagt, dass er zwischen seinen Brauen zwei Spannen breit sei (2274); ähnlich: *twischen sînen winbrânen sîner drîer spenne wîdt* (Erm. dôt. 5. 17).

Wate (Gudr. 1508, 3) hat einen ellenbreiten Bart; langes Haar wird nicht selten gewesen sein, aber die Beschreibung desselben (Bit. 3265 ff.) ist doch erwähnenswert: *er truoc auch hâr alsam ein maget der junge degen unverzaget daz fur den swertvezzel hie, vor regene mohte er*

---

[1]) E. Zupitza: Prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium. Berolini 1865. — Zupitza macht sehr wahrscheinlich, dass Ecke und nicht Ortnit gemeint ist.

sich damite decken nâch des valken site; vgl. auch Wolfd. B 2: *sin hâr was im reide, darzuo lanc unt val: ez gienc im über die ahsel ûf die hüffe hin ze tal.*[1])

Besondere Schwere der Helden wird seltener betont. Stuotfuhs (Bit. 9158 ff.) ist so schwer, dass kein Ross ihn lange tragen kann, wieder eine riesische Eigentümlichkeit (s. unten). Rüdiger (Klage A 916) wiegt gar so viel, dass die Hände derer, die ihn aufheben wollen, krachen, und von Dietrich heisst es (Ecke, Kaspar 179) gar: *er lag auf im reht als ein perck.*[2])

Von einzelnen Körperteilen verdienen höchstens die Augen ein paar Worte, doch scheint ihr übertriebener Glanz, ihre übernatürliche Schärfe eine spezifisch nordische Eigentümlichkeit. Wielands Augen sind wie die der gleissenden Schlange (Edda: Völund. 17), Helgi hat Augen wie Blitze (Helg. Hund. II, 4); Siegfrieds Augen sind (Thidr. 185; Völs. Cap. 30) gar so scharf, dass niemand ihn ansehen kann. Im deutschen Epos ist demgegenüber nur zu erwähnen, dass Wate (Gudr. 1508, 3) *schînende ougen* hat, und von Salman heisst es im Spielmannsgedicht (405): *ja burnent im die ougen sîn vil schône in sînem houbte als einem wilden velkelîn.*[3])

Die Männer der Vorzeit erreichen in der Volksepik auch ein ungewöhnlich hohes Alter. Das ist natürlich; so gewaltige Helden haben grössere Lebenskraft, als die Schwächlinge der Gegenwart. Ganz geläufig ist uns dies aus dem alten Testament, wo Lebensalter bis an 1000 Jahre keine Seltenheit sind. Karl der Grosse in der Chanson de Roland wird über 200 Jahre alt (524. 539. 552). Im

---

[1]) Vgl. Schönbach: Über die Sage von Biterolf und Dietleib. Sitzungsber. d. Wiener Akad. Phil. Hist. Kl. 1897. IX. S. 6.

[2]) Ausdrücklich betont übrigens auch Herbort (6325 ff.) die Schwere des Helden Achilleus: *daz von sîme valle die erde erbibete alle, wande er was swêr.*

[3]) Mit unbedeutender Übertreibung: *die griuselichsten blicke* (Or. 1182), *blicke freislîch* (Rol. 5919), *wulvîne blicke* (Rol. 1418); schärfer: *ime viureten thiu ougen* (Rol. 2153; vgl. Kchr. 3652).

deutschen Rol. fehlt die Stelle, aber Dietrichs Ahnen in Dietr. Fl. erreichen wahrhaft alttestamentliche Alter: so leben Sigeher und Dietmar je 400 Jahre (2018, 2085). sind also zusammen 800 Jahre alt geworden, wie mit naiver Freude an der Zahl besonders erwähnt wird (2087). Wolfdietrich ist 503 Jahre alt (2305), Hugdietrich 450 Jahre (2368), Dietmar 340 (2508).[1]) Es entspringt verwandtem Glauben an die unverwüstliche Heldenkraft der Vorzeit, wenn der Dichter bei der Angabe des Kinderreichtums mit imposanten Zahlen um sich wirft. Sigeher (2021) hat 31 Kinder, und Wolfdietrich (2309) gar 56 von einer Frau. Auch hier wieder die reine Freude an der grossen Zahl; denn ohne Weiteres lässt der Dichter sie alle bis auf *eins* oder zwei sofort wieder sterben.

§ 2. Waffen.

Die Bewaffnung der Helden ist mit geringen Ausnahmen ritterlich, aber natürlich entsprechend ihrer Körperform gross und gewaltig und mit allerlei Übertreibung geschildert. Während die Waffen in der früheren Zeit im allgemeinen nur *breit* oder *grôz* genannt werden, und Siegfrieds Ger *wol zweier spannen breit* (Nib. A 74) als Ausnahme auffällt, nehmen sie in späterer Zeit ganz andere Dimensionen an. Spannenbreit ist das Schwert Wolfd. D VIII, 126; ebenso ein Speer Rol. 8193. Elf Ellen lang ist ein Schwert in den dänischen Heldenliedern (Grundtvig S. 114, Str. 20), also ein Seitenstück zu Hektors *ἔγχος ἐνδεκάπηχυ* (Il. VI, 319). *als ein want* ist ein Schild Wolfd. B 696. Hildebrands Schild (Virg. 491) hat eine Breite von zwölf Klaftern. Besonders dick werden die Speere gedacht. Armdick (*armgrôz*) sind sie: Virg. 31. 43;

[1]) Etwas anderes ist es, wenn im jg. Titurel Titurel 500 Jahre überschreitet; da haben wir gelehrte Berechnung Albrechts, der seine ungeheuerlichen Angaben durch die wunderbare lebenspendende Eigenschaft des Grales noch erklären zu müssen meint. Da ist nichts Naives mehr zu entdecken; vgl. Borchling, Der jüngere Titurel. S. 8, 9. Gekr. Preisschr. Göttingen 1897.

Virg. W 97. 131; Roseng. D VII, 263; VIII, 294. *Mit scheften grôz, dick als ein pain* heisst es gar Virg. W 216.[1])

Die Schwere der Waffen, aus der indirekt auf ihre Grösse ein Schluss gezogen werden kann, erscheint auch erst im späteren Volksepos grotesk übertrieben. Als *swære* werden sie auch in der Zeit des Nib. und der Gudr. oft genug bezeichnet, aber wie eine Abweichung wirkt es doch, wenn (Nib. A 419) Brünhilds Ger so schwer ist, dass kaum Drei ihn zu heben vermögen[2]), wenn ihren Schild vier Kämmerer nur mit Mühe schleppen (Nib. A 416). Es erklärt sich dies dadurch, dass gerade Brünhild von ihrem alten wilden Charakter vieles behalten hat; sie soll märchenhaft unheimlich erscheinen, wie es denn auch wohl bedacht ist, dass ein Ger, eine schon veraltende Waffe, die hyperbolischen Dimensionen zeigt. Die Thidr. (81) berichtet von Witigs Schild, er sei dick und schwer gewesen, so dass kein Mensch mehr mit einer Hand heben könne. Ähnlich findet Beowulf in der Wasserburg (1560 ff.) ein altes Gigantenwerk von Schwert, das kein anderer Mensch zu führen vermag.

Die deutsche Sage übertreibt viel fröhlicher. Die Virg. (593) nutzt es sogar komisch aus, dass sich zwei Ritter vergeblich abmühen, Hildebrands Schild zu heben, den er selbst leicht aufnimmt. Die Zwerge, die unter den Schild geraten, sind in Gefahr erdrückt zu werden (354—55; vgl. oben S. 13). Den zwölf Klafter breiten Schild (Virg. 491) vermögen ebenfalls nicht vier Ritter zu heben, und Virg. 355 heisst es: *den schilt den trüege kûme ein man, dast iu ein veder bî der hant,* wo Virg. W 541 steigernd, aber in diesem Falle wohl richtiger *kaum ein wagen* hat. Wolfdietrich lässt sich (Wolfd. D VII, 195)

---

[1]) Nestors Speer bei Herb. 1385 ist gross *als ein runge.*

[2]) Die Fassungen B und C steigern noch den Eindruck der Schrecklichkeit (B 442; C 67, 7): *der tiuvel von der helle wie kunde er dâ vor genesen* (vor dem Ger).

einen Speer bringen: *ein tannen wol gesneitet swaz zwêne mohten getragen.*[1])

Diese wunderbar grossen Waffen haben natürlich auch besondere Vorzüge der Güte. Sie sind teilweise unverletzlich, so Ortnits Schild (Ortn. 115): *den nie geschôz verwundet noh deheines swertes slac, noh deheines fiures hitze dar durch gewinnen mac* (ähnl. Ecke 33; Virg. 35). Gernots Schwert (Klage A 942) zeigt nach dem Kampfe weder Scharten noch Flecke. Ebenso steht es mit Ortnits und Eckes Helm (Ortn. 177: Ecke 32. 78). Ein Helm (Thidr. 116) ist gar so stark, dass man glauben sollte, der Teufel habe ihn geschmiedet. Manches Schwert zerspringt auf den guten Helmen (vgl. Cap. II), ein Zug, der natürlich auch in der höfischen Dichtung nicht fehlt. Besonders betont wird diese Eigenschaft des Helmes als Schwertbrecher in dem dänischen Liede ‚Kong Diderik og hans kaemper' 18 (Grundtvig I, S. 95): *Grib da heder min guode hielm, soa mangtt itt, suerdt offner-brott.*

Erstaunlicher schon ist, wenn die Schwerter ohne jede Schwierigkeit Stein, Stahl und Eisen schneiden; die Mehrzahl dieser Fälle gehört jedoch nur halb hierher, da meist die Wucht des Schlages betont werden soll. Ich erwähne hier nur einige Beispiele, die deutlich zur Charakterisierung der Schärfe und Güte dienen sollen. Diese schrofferen Fälle fehlen wieder in der höfischer gefärbten Zeit, ausser etwa Bit. 9270: *daz sneit die helme als ein wahs daz weich gebert wære,* später häufiger, so Ecke 63: *er treit ein swert sô lobesam slüeg' erz ûf eine mûre, si mües' von einander gân*; Wolfdietrich (Wolfd. D VIII, 127)

[1]) Wir haben hier wohl einen weit verbreiteten epischen Zug vor uns; vgl. Il. XVI, 140 ff.:

ἔγχος δ' οὐχ ἕλετ' οἷον ἀμύμονος Αἰακίδαο, βριθὺ μέγα στιβαρόν· τὸ μὲν οὐ δύνατ' ἄλλος Ἀχαιῶν πάλλειν, ἀλλά μιν οἷος ἐπίστατο πῆλαι Ἀχιλλεύς.

oder V, 302: *ὃ δὲ χερμάδιον λάβε χειρὶ Τυδεΐδης, μέγα ἔργον, ὃ οὐ δύο γ' ἄνδρε φέροιεν, οἷοι νῦν βροτοί εἰσ'.*

oder XII, 447: *τὸν δ' οὔ κε δύ' ἀνέρε δήμου ἀρίστω ῥηιδίως ἐπ' ἄμαξαν ἀπ' οὔδεος ὀχλίσσειαν, οἷοι νῦν βροτοί εἰσ'. ὁ δέ μιν ῥέα πάλλε καὶ οἷος.*

stellt die Güte des neugefundenen Schwertes auf allerlei Proben: *er stiez ez in den steine daz ez lûte erklanc: dô tet daz swert reine nie kein abewanc. er namz zem andern ecke und sluoc ez in den stein, daz daz fiur sô wilde in dem berge erschein,* oder Or. 1630: *ez wêr scharf und ouch breit, stahel und îsen ez sneit* (Hs.); Virg. 96, 4: *swaz ez* (das Schwert des Berners) *begreif, daz muoste enzwei.*[1]) Dagegen ist die Probe (Thidr. Cap. 67. 68), wo Wielands Schwert, in den Fluss gehalten, herantreibende Wolle glatt durchschneidet, wohl spezifisch nordisch und entbehrt der Analogie im Deutschen (vgl. auch Cap. 210. 431).

Die Waffen und Gewänder sind, wie alles im Volksepos, unübertrefflich, eine Ausdrucksform, die auch den höfischen Epen geläufig ist. So Nib. A 73, 4: *man gesach an helden nie sô hêrlîch gewant* (Nib. 893 u. ö.; Bit. 109 ff.; 1159 f.; Thidr. 320; Beow. 453; Ecke 21. 44; Laur. A 979 f.; D 1814 u. s. w.). Wenn es heisst, die Recken seien kaiserlich gewaffnet, kein Kaiser könne besseres Streitgewand haben, so ist das ganz im volksmässigen Geschmacke und liegt dem höfischen Epos wenig; z. B. Bit. 2809 ff.: *sîn gespenge ist sô lobelîch daz in ein edel keiser rîch mit grôzen êren mohte tragen*; Ecke 74: *die allerbesten sarewât die keines rîchen keisers kint an dem lîbe hât*; Ecke 209; Virg. 5. 43. 769; Roseng. C 4 u. s. w.

Auch sehr wertvoll sind die Rüstungen: Nib. A 1640: *an der koste was er wol tûsent marke wert* (Bit. 2788; Virg. 3). Und dieser Preis will noch wenig sagen: Ortnits Brünne kostet 50000 Mark (Ortn. 112; Ecke 22), ein Phantasiepreis, auf den (Ortn. 82) auch der Zauberring geschätzt wird. In Kaspars Roseng. (286) ist ein Schild gar *eins landes wert.* Das Volksepos hat überhaupt eine Vorliebe für derartige übertriebene und abenteuerliche Geldwerte, während die höfische Kunst, so gern sie in Kostbarkeiten

[1]) Ähnlich Herb. 5498: *swaz er berûrte, ebene er ez abe schriet als an dem grase geschiet swâ die sense ubergêt;* oder 8848: *alsô smite ein scharsas zwenzic hâr mit einem snite, alsô tet sîn swert.*

schwelgt, doch auch da die Grenzen des guten Geschmackes kennt.

Die Eigenschaft der Waffen, die besonders zu Übertreibungen Anlass gab, ist ihr Glanz. Dass sie leuchten, versteht sich von selbst; dass ihr Schimmer aber wie ein Feuer erscheint, ist bereits bemerkenswerter. Schon Nib. A 1779 *lohent im die ringe sam daz fiuwer tuot*; ebenso Thidr. 420: *ok er gullit gloar a hans vapnum, er til at sia sem logandi elldr* (vgl. ibd. 200; Wolfd. D IX, 82; Roth. 3504 f.; Ecke 42. 45).[1]) Viel stärker wirkt eine Hyperbel der späteren Zeit, wonach der Glanz der Waffen so überwältigend ist, dass die Helden selbst angezündet scheinen: *von fuoze unz an daz houbet ist er gezundet an* (Ortn. 199, ebenso Ecke 42; Virg. W. 137) oder *sê hin, der brinnet als ein kerzenlicht* (Ortn. 200, *ein kerze klâr* Ecke 71). Wenn weiter sogar der ganze Wald in Flammen zu stehen scheint, oder der Brand ganzer Städte befürchtet wird, so liegt das nur in der Entwickelungsreihe: *sin diener all gedeuchte wie daz der wald wær zundet an* (Sig. Dr. 25); oder: *jâ, herre wer ist jener man der dort stât in dem viure? er treit sô lichten hürnesch an und ist sô ungehiure. und stât er keine wîle dâ, die guoten stat ze Berne verbrennet er iesâ* (Ecke 42). Eine Übertreibung anderer Art lässt (Ecke 61) den Schauenden vor dem blendenden Glanz das Augenlicht verlieren: *sîn helm glast uns durch die gesiht, den blic wir muosen vliesen.* Dass gerade im Ortnit und im Ecke sich die Fälle häufen, erklärt sich leicht: haben wir es hier doch mit der alten sagenberühmten goldenen Brünne Ortnits zu thun.

Schon viel milder und der höfischen Sphäre entsprechender sind die nicht seltenen Vergleiche mit dem Glanz der Gestirne, Sonne und Tag: *ir harnesch gap sô lichten schîn alsam ein brehendiu sunne* (Ecke 70); *lûhte alsô der tac* (Wolfd. D VIII, 311, ebenso Roseng. D IV, 162 u. s. w.); — Mond: *ir liuhten daz was*

[1]) Rol. 7883. 4883 leuchten die Helden *sam thiu prinnenden olevaz* (2505 ähnlich vom Schmuck).

sô getân als man zwêne volle mœne sæh an dem himel stân (nur Ecke 70); — Sterne: *hans hialmr gloar sem fim stiornur* (Thidr. 420); *des harnesch lûhte unde gleiz reht als der morgensterne ûz den trüeben wolken tuot* (Virg. 107; vgl. Sig. Dr. 25).[1]) Was sonst an Bildern des Glanzes vorkommt, ist noch viel temperierter. Wie Glas glänzen die Waffen z. B. Thidr. 206; Ortn. 114. 117; Wolfd. B 699; D V, 168 u. ö.; wie ein Spiegel oder Spiegelglas Bit. 2204 f. 2823; Virg. 37; Wolfd. D V, 5; Or. 1609 u. ö.; wie ein Rubin Ecke 81; sie sind *wîz als ein snê* Ortn. 46. 205. 301; Wolfd. A 319; Roth. 3449. 4108 u. s. w.; *silberwîz* Osw. 1442; *alsam ein swan* Ecke 77.

So ungefüge und übertrieben in jeder Beziehung diese Waffen auch gedacht waren, so waren es doch sämtlich Ritterwaffen. Schon ein wenig ins Riesische schlägt Hagen's Vorliebe für die Gerstange in der Gudrun (447. 551). Wirklich eine Riesenwaffe aber führt Ilsan im ältesten Druck des Heldenbuches: *Ein grosse stehelin stange fuort da der münch verwegen, die was zwölff clafter lange* (Roseng. Heldenbuch S. 629, 9). Ebenso Volker in dem dänischen Heldenliede: Grimilds Haevn (Grundtvig I, 5, 25, S. 48) und Kong Diderik og Holger Danske (Grundtvig I, 17, 6, S. 232).

§ 3. Pferde.

Gewaltige Helden brauchen ungewöhnliche Pferde. Die Übertreibung tritt nicht übermässig, aber doch in drei Punkten deutlich zu Tage: in der Stärke, der Schnelligkeit und der Begabung der Pferde mit menschlicher Vernunft. Einen interessanten Vergleich ermöglicht die berühmte eingehende Pferdebeschreibung im Erec (7286 ff.), die Hartmann über seine Quelle hinaus hat und die im einzelnen auf volksmässige Anregung zurückgehen könnte. Aber Hartmanns Pferd ist ein feines Ritterross, zierlich gefärbt und behaart und hat einen leichten, eleganten Schritt, Züge, die im Volksepos durchaus fehlen. Dass

[1]) Wie helle Wolken leuchten die Helme Rol. 4775.

es aus dem Besitze eines Zwerges stammt (7394) und diesem 3000 Mark wert ist (7417), nähert sich schon eher dem volksepischen Ton. —

Heime reisst sein Ross (Thidr. 432), das als masslos gross und stark geschildert wird, mit aller seiner nicht geringen Kraft an der Mähne, am Schwanz, stösst es mit der Faust, aber es steht fest und rührt sich nicht von der Stelle. Wolfdietrich, der alle anderen Pferde erdrückt, hat ein Ross, das allein ihn zu tragen im Stande ist (Wolfd. D VII, 156). Des Heidenkönigs Pferd (Virg. W 99) hat: *zwelf ross sterk*, wie den Helden wohl 12 Männerstärke nachgerühmt wird.[1])

Die Haupteigenschaft der Pferde ist aber ihre Schnelligkeit und ihre Fähigkeit zu gewaltigen Sprüngen. Schnell wie der Wind oder *alsam ez wæte* sind die Pferde (oder die Reiter durch die Schnelligkeit ihrer Pferde) schon Nib. A 184; Bit. 10100; Rab. 627 u. ö.; vgl. Herb. 5546; wie Vögel oder *sam diu ors vlugen* Nib. A 1283; Thidr. 18. 70; Dietr. Fl. 8875 u. ö.; *als zwêne valken* Laur. A 367 f.; *sam der guote mûsære* Rol. 1904 u. ö. (ähnl. Herb. 4550. 4969. 7711); wie der Bolzen von der Sehne Thidr. 116; Virg. 77. 911 (Herb. 4971. 5548); *reht als ein schîbe* Virg. 3. 31. Witigs Ross läuft (Thidr. 336) so schnell, dass niemand folgen kann (416 ebenso Dietrichs Hengst Blanke), und Sig. Dr. 28 ist keine Hindin scheller als Dietrichs Pferd. Das *wilde, grimme* Feuer springt unter den Hufen von dem schnellen Laufen auf: Dietr. Fl. 9351; Rab. 921.

Einen gewaltigen Sprung wie bei der Rosstrappe von Fels zu Fels, als wenn ein Pfeil dahinflöge, macht Witigs Ross Schimming (Thidr. 89). Im dänischen Liede Sivard Snarenswend (Grundtvig I, 2, S. 12) sogar: *Graamand hand tog Mile for Tand oc hand sprang offuer de Tinde* (Str. 15) oder: *Det vaar Sivard Snaren Swend hand loed sin Hest*

[1]) Thidr. 434 trinken die Hengste so viel Wasser, dass der Strom versiegt; in der altschw. Bearbeitung sinkt er um 2 Fuss. Jedoch soll hier wohl nur die Menge der Pferde charakterisiert werden.

der springe vel Femtan Alne offuer höyeste Mur. Der Sprung ist Wolfd. D VII, 159 ein Klafter weit, doch schon früh (Alph. 119) findet sich: *aht claftern wîten ez under im sprane.*

Einzelne Rosse sind mit fast menschlicher Vernunft begabt, sie helfen ihren Herrn in der Not. Als das Ross Falke (Thidr. 100) sieht, dass sein Herr Hülfe bedarf, reisst es sich los und schlägt Ecke mit den Vorderfüssen das Rückgrat entzwei. Als (Wolfd. B 521) ein Drache den schlafenden Kaiser bedroht, sucht sein Pferd ihn durch Schnauben, Scharren und Stossen zu wecken, ja es kämpft sogar für ihn (523). Besonders drastisch ist eine Stelle im Druck des Ecke: *Berners Rossz thet sams weyne durch seynes Herren ungemach* (92); ebenso weinen Achilleus Rosse (Il. XVII, 425), als Patroklus gefallen ist. Im Gegensatz dazu zeigt Schemming (Alph. 234) vollendete Gleichgültigkeit gegen seines Herrn Geschick: *hin lief sô Schemminc und âz daz grüene gras. er aht den val gar cleine den sîn hêrre hete getân.*

§ 4. Kraft.

Ihrem gewaltigen Körperbau entspricht die Kraft der Helden. Sie vereinigen in sich die Stärke vieler gewöhnlicher Sterblichen, und das lebende Geschlecht, die Söhne der schwächlichen Gegenwart, sind mit den Ahnen nicht in einem Atem zu nennen. Wie es in der Ilias oft heisst: solches zu thun, vermöchten nicht mehrere der Männer: *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν* (I, 271. V, 303. XII, 382. 448), so bekennt sich auch die Einleitung der Thidrekssaga (s. oben S. 3) zu dem Glauben an die beständige Degeneration menschlichen Heldentums.

Typisch ist die 12 Männerstärke: Gudr. 106; Thidr. 117; Ortn. 6. 106; Wolfd. A 548; D III, 42; Virg. W 90 (durch einen Fingerreif verursacht; auch sonst mit der Tarnkappe verbunden) u. ö. Ausserdem kommen die verschiedensten Zahlen vor: die Stärke von 8 Männern: Wolfd. D VII, 186; von 15 Männern: Wolfd. D IV, 50;

ihre Rosse, vorwiegend in späteren Gedichten (Thidr. 81; Wolfd. A 552. D VII, 159. 196. VIII, 48; Virg. 103; Ecke 166; Laurin A 363. 413. 609: Or. 990. 1047. 1322. 1651. 1971. 2312. 2724; Herz. Ernst 4610 u. sehr oft).

Diese kraftstrotzenden Helden brauchen nicht erst Waffen, um mit ihren Gegnern fertig zu werden; schon Schlag und Druck der nervigen Faust, des eisernen Armes hat für den Betroffenen die verhängnisvollsten Folgen. Rüdeger tötet (Nib. A 2078) einen Hunnen durch einen einzigen Schlag mit der Faust; Heime bekommt (Bit. 10901) einen so heftigen Fausthieb, dass er sich wie ein Rad dreht. Bercher versetzt (Roth. 568) einen Faustschlag, dass dem Gegner *ûz deme halse vuor daz blôt, und er ouch lach drîe nacht daz er nehôrte noch negesach.* Im dänischen Liede: „Kong Diderik i Birtingsland" (Grundtvig I, 8. S. 126) heisst es (37): *Thet vaar Hertvig Heffredssön tager then skencker i skeg: hand slar hannem ved ören saa, at hiernen stanck paa weg.* Heime schüttelt (Thidr. 431) den Abt so heftig, dass er ihm 4 Zähne ausbricht. Der hürnen Seyfried fasst seinen Erzieher am Kragen und wirft ihn zur Erde, dass er die Besinnung verliert (Volksb. v. geh. Siegfr. S. 63).[1]) Thidr. 432 schlägt Heime, um zu erproben, ob er ein starkes Ross bekommen, den Pferden so gewaltig auf den Rücken, dass er allen das Rückgrat zerbricht, ausser seinem Hengst Rispa. Wolfdietrich ergreift (D VII, 156) das Ross am Sattelbogen und zwar so stark, dass es auf die Kniee sinkt.

Auch beim Rudern offenbart sich die Heldenkraft. Siegfried (Nib. A 451 f.) rudert sein Schiff so stark, dass es fährt *als ob ez wæte der wint* oder (452, 3): *si wânden daz ez fuorte ein sunder starker wint*; und in einem Tage und einer Nacht macht er eine Fahrt (453, 3) *hundert lange raste und dannoch lîhte baz.* Hagen zerbricht (Nib.

[1]) Beowulf ergreift Grendel so stark, dass ihm seine Finger krachen und er ihm Arm und Achsel ausreisst (761. 817 ff.). Vgl. Parz. 229, 12: *Zer fiuste twanger sus die hant daz dez pluot ûzen nagelen schôz und im den ermel gar begôz.*

A 1504) durch starkes Rudern das Ruder und muss es mit dem Schildriemen wieder zusammenbinden. Vergröbert ist dieselbe Sache in der Thidr.: 366 zerbricht mit einem Zuge Hagen beide Ruder; und in der Edda (Atlam. 36) ruinieren die Helden durch mächtiges Rudern das halbe Schiff, die Ruderpflöcke platzen und die Ledergurte reissen.[1])

Auch sonst kann vor der Heldenkraft nichts bestehen, mag es noch so fest sein. Wie *fûlez strô*, wie *bast*, wie *swam* zerhauen die Recken Eisenrüstungen und menschliche Leiber (s.u. Cap. II). Leicht sprengen sie ihre Fesseln (Thidr. 204 oder Laur. D 2055: *mit der vûst sluoc er daran, si muosten von einander gân reht als ez wære ein weichez ei*). Mit einem Schlage schlägt Siegfried den Amboss in die Erde (Thidr. 165; L. v. geh. Siegfr. 5); ebenso ein andermal eine eiserne Thür entzwei (Thidr. 168) oder noch verschärft: *auss zorniglichem mute gab er der pforten einen stoss das si zu kleinen stücken brach und in dem perg her wider doss* (Virg. W 21).

Das Bäumeausreissen, ein riesisches Motiv und noch heute scherzhaft als gewaltigste Kraftprobe genannt, findet sich für die Helden erst sehr spät (Volksb. v. geh. Siegfr. S. 63); ganz grotesk Kong Diderik og hans kaemper H (Grundtvig S. 116), wo Siegfried eine Eiche ausreisst und mit ihr tanzt, als Blume im Gürtel.

Besonders grotesk springen die Helden mit Tieren um. Den Anstoss zu den späteren, grell komisch behandelten Fällen gab vielleicht das Nibelungenlied, wo Siegfried einen lebenden Bären fängt und fesselt, um allerlei Scherz mit ihm zu treiben.[2]) Die anderen Volksepen schlagen dann weit kräftigere Töne an. Siegfried

---

[1]) Helg. Hund. II, 2 dreht Helgi so heftig die Mühle, dass die Steine bersten und die Bretter platzen.

[2]) Die Fassungen B und C schieben bei Erzählung der Jagd eine Strophe ein, die recht übertrieben Siegfried als Jäger charakterisieren soll (C 142, 6; B 940): *dô sprâchen sîne jägere: magez mit hulden wesn, sô lât uns herre Sîvrit der tier ein teil genesn. ir tuot uns hiute lære den berc unt ouch den walt.*

fängt (Roseng. A 3) Löwen und hängt sie an ihren Schwänzen über die Mauer; dasselbe thut (Virg. W 24) Hildebrand mit den Hunden des Heiden, die das Mädchen im Walde anfallen; er hängt sie mit zusammengebundenen Schwänzen auf einen Baum. Eine komische Variante dieser Geschichten ist es, wenn dann im Heldenbuch (S. 692) Ilsan den Mönchen, seinen lieben Klosterbrüdern, die Bärte zusammenbindet und sie über eine Stange hängt.

Wolfd. A 38 wirft der junge Wolfdietrich die Hunde, die ihm die Speise nehmen wollen, an die Wand (ähnl. Etz. Hofh. 144). Der junge Siegfried (Volksb. v. geh. Siegfr. S. 68) reisst einem Löwen mit den Händen den Rachen auseinander und schlägt einem Eber glatt den Kopf ab, worüber allgemeines Staunen herrscht (S. 66).

Schon in seiner Jugend überschreitet Siegfrieds Kraft alles menschliche Mass. Viele seiner Jugendthaten erwähnt ich schon. Seine ungebändigte Stärke ist die Furcht seiner Mitgesellen und Erzieher (Thidr. 105; Lied v. h. Seyfr. 5). Ebenso haben Wolfdietrichs Pflegeeltern öfters Hartes von dem Sohn zu dulden und können ihn nicht bändigen (A 235 f.). Seinem Vater giebt er, so klein er ist, einen *ungevüegen stôz* (A 237). Wenn Berchtung ihn für seine Frevelthaten einmal ordentlich strafen will, muss er ihn erst binden (A 253 f.). Der echte Held ist dem Volke schon in der Wiege ein Held.

§ 5. Mut und Selbstbewusstsein.

Der Held scheut keine Gefahr, da er im festen Gefühle seiner unverwüstlichen Kraft sich auch der schwersten gewachsen weiss. Das gesteigerte Selbstbewusstsein des übergewaltigen Menschen lässt ihm das Schwierigste leicht erscheinen. Es kommt vor, dass die Helden im Vollgefühl ihrer Grösse fürchten, Niemand werde mit ihnen zu kämpfen wagen (Roseng. Heldenb. 658, 31: *er hât sô grôze sorgen in torste nieman bestân*), und im sicheren Bewusstsein ihrer Unüberwindlichkeit verschmähen sie jede Hülfe: so reitet Orkise (Virg. 83) allein aus, um stolze

Rittersehaft zu fangen: *in dûhte er hæte sölhe kraft, in möht nieman betwingen.*

Der Ausdrucksformen für diesen selbstbewussten Mut sind nur wenige. Typisch ist die alte volksmässige konditionale Form, die eine übertriebene und unmögliche Eventualität hinstellt und trotzdem das Vorgenommene durchführen will. Ich sondere die Fälle ohne Zwang in drei Gruppen: 1. wären der Gegner auch noch so viele (mit verschwindenden Ausnahmen bestimmte Zahlenangaben); 2. wäre der Gegner auch noch so schrecklich oder stark; 3. eine Reihe singulärer oder seltener Erscheinungen. Die höfischeren Epen enthalten sich dieser Stilmittel nicht, doch sind die hypothetischen Hyperbeln in den volksmässigen viel greller.

1. Stünden mir auch zwölf statt eines gegenüber, ich wollte sie furchtlos besiegen, das ist die üblichste Ausprägung des Gedankens: *jan dorften mich dîn zwelve mit strîte nimmer bestân* (Nib. A 117; ähnl. Wolfd. D VII, 189. VIII, 272; Laur. D 2553; Virg. 336. 597). Aber noch lieber bewegt sich der hyperbolische Mut in der Fiktion grosser Gegnermassen. Dietrich von Bern will mit Sibich streiten, und hätte er zwanzigmal so viel Volks als er (Thidr. 412). Ilsan renommiert: *wæren ir dâ drîzic, ich wolte sie bestân* (Roseng. D 94). Wolfdietrich übernimmt 100 (Wolfd. D VI, 204), der treue Berchter für sich 200, für jeden seiner Söhne 100 Gegner (Wolfd. B 291), Bloedelingk (Ermenr. dôt 9) macht sich anheischig, 350 allein zu besiegen. Dietrich (Virg. 755) will es gar mit 500 wagen: *het ir fünf hundert geste und heten die mînen tôt gesworn, ich wil ez nemen ûf mînen eit, si müestenz leben hân verlorn.*[1]) Besonders typisch in dieser Verwendung ist aber die Zahl 1000. Selbst der Einzelne schreckt vor dieser Gegnerzahl nicht zurück (Alph. 155; Wolfd. D X, 34); doch liegt in der Phrase: *ich törste ir tûsent bestân* u. ä. eine starke

[1]) Ähnlich Il. VIII, 233: *Τρώων ἄνδ' ἑκατόν τε διηκοσίων τε ἕκαστος στήσεσθ' ἐν πολέμῳ.*

Geringschätzung des Feindes: sie wird etwa Zwergen gegenüber gebraucht (Laur. A 340. 344); als Alphart (100; vgl. 155) prahlt: *einem nâch dem andern gibich tûsenten strîtes genuoc*, da tadelt ihn sein alter Oheim. Umgekehrt liegt es, wenn Gunther dem jungen Dietleib droht: *möht ir tûsent lîbe hân, ich hân sô manegen küenen man, daz ir in vil kurzer stunt verliesen müezet den gesunt* (Bit. 3015): hier misst der König seine Heeresmassen an der überlegenen Kraft des Helden und kommt zu dem Resultat, dass sie, selbst 1000 fach gedacht, vor der Menge unterliegen müsste; eine Auffassung, die nicht die übliche ist. Minder unmöglich klingt es schon, wenn eine Heldengruppe 1000 Feinden die Stirn bieten will. Siegfried ist (Nib. A 339) überzeugt, dass 1000 Mann es mit ihm, Gunther, Hagen und Dankwart nicht aufnehmen können (vgl. Gudr. 448). Er will auch (Nib. A 159) mit 1000 Mann 30000 Feinde bestehen, und siegesgewiss geht er (180) der gewaltigen Übermacht von 40000 Feinden entgegen. Wolfdietrich (D X, 28) will allein durch 30000 Feinde eine Gasse hauen, und mit 100 Mann die Veste einnehmen (D V, 206). Etwas unbestimmter, ohne genaue Zahlenangabe, fühlen sich die Helden einem ganzen Heere gewachsen: *ich sage iu recken beiden, mich erschrecket niht ein her* (Alph. 259); *du muost von mir sterben, und wæren dîner ein her* (Ecke Dr. 95). Von Ilsan wird uns erzählt: *er maint, das grosse here wol er allein bestan* (Roseng. Kaspar 144). Alphart will (178) in Gemeinschaft mit drei würdigen Genossen das kaiserliche Heer schlagen; vgl. noch Virg. 552. Gar 1000 Heere sind es, die (Bit. 301 ff. 5140 ff.) vor Nibelot, resp. vor Gunther und seinen Magen erliegen müssen. Gunther selbst prahlt (6196 ff.): *het er tûsent stunt sô vil helde sam ir her Etzel hât, ich wil gewaltes haben rât.* Kleinere Zahlen, immer noch in starker Übertreibung, sind besonders in späterer Zeit nicht selten: *ê ich mich aber liez twingen, wær iuwer zwir sô vil, sich hüebe ê in der bürge ein jæmerlîchez spil* (Wolfd. D IX, 22); *swer mit mir sol strîten und het er zweier manne muot, ich getar in wol betwingen* (Roseng.

D 465); *wær iuwer dannoch drîstunt mê* (Laur. D 2255); *wæren iuwer drî* (Virg. 49; ähnl. erzählen auch wohl andere von dem Mute ihrer Freunde; so von dem Wolfharts: *wæren dîn noch drîge, ir müestet rûmen im den plân* Virg. 979; oder Hildebrands: *und wæren noch der risen drî, er gæbe in allen kampfes genuoc* Virg. 490); *iuwer viere und dannoch mêre, über die wære ich wol ein her* (Dietr. Fl. 3938 ff.); oder: *ich wil der risen viere bestân* (Virg. 736).

2. Ist auch der Gegner noch so schrecklich, die Gegner beben nicht vor ihm zurück: *und wær daz lant der risen vol* (Virg. 708); *und wære er noch als hôchgemuot* (Wolfd. B 357); *wær er noch sô ungevüege* (Roseng. A 208); *und wær er halber stählein* (Sig. Dr. 8); *wær er stehelîn*[1]) (Roseng. C 1781); *und ob er vier brünne het über einander ane getân*[2]) (Roseng. A 340); *wær er ein steines want* (Roseng. D 502); *und wêr er als grôz als ein turn* (Or. 1934); *ob sich der ungevüege man ouch eisen essen kundte* (Sig. Dr. 14); *und wærestû der tiuvel*[3]) (Alph. 159, ähnl. Ecke 186; Lied v. h. Seyfr. 105); *wærest des tievels mâc* (Ecke 194); *und wærens ouch des tiuvels kint* (Virg. 651); *het er die ganzen welt erschlagen und alle tracken wilde* (Virg. W 126); *hettest du bezwungen daz halbe teil der erden und zwo und sibenzic zungen, daz si dir dienten gerne* (Lied v. h. Seyfr. 54); *und wær der himel dîn eigen, ich slüeg dich umbe ein want* (Ortn. 278). Insbesondere schreckt sie nicht des Gegners Kraft: *und trüegest risen kraft an dir* (Virg. 151); *wær er noch starker dan sîn drî* (Virg. 39); *hæt er nu drîzic sterke mêr über mich dann ich ir hân, dannoch sô wolde ich in bestân* (Bit. 7676 ff.).

3. Es bleibt nun noch eine Gruppe mehr vereinzelter Fälle. Hagen (Gudr. 447) versichert, allen, die nur in

---

[1]) vgl. Il. XX, 371: *καὶ εἰ πυρὶ χεῖρε ἔοικεν, εἰ πυρὶ χεῖρε ἔοικε, μένος δ' αἰθωνι σιδήρῳ.*

[2]) Roseng. D 468 zieht Siegfried aus Furcht wirklich zwei Harnische an.

[3]) Parz. 137, 18 f.: *ob sîn âtem gæbe fiur als eines wilden trachen.*

seine Nähe kämen, sei der Tod gewiss (ähnl. 452; Wolfd. A 381; Alph. 257: *swanne ich mîn swert erblœze, sô lâz ich genesen keinen man*). Wolfdietrich (Heldenb. 335, 15 ff.) will 100 Wagen mit Toten füllen. Ein leichtes scheint es den Helden, Land und Leute einzunehmen oder die Gegner daraus zu vertreiben (Nib. A 56. 109; Alph. 179 u. ö.), *daz lant ist allez vor mir vlorn* sagt Wolfhart (Virg. 665); ja die ganze Welt bezwingen und teilen gewaltige Kämpfer (Rol. 2231. 2273). In voller Waffenrüstung nimmt Siegfried (Nib. A 196) den Wettlauf mit Gunther und Hagen auf im Gefühle seiner Überlegenheit. Dietleib (Bit. 2466) hält seinen Gegner nicht für wert, auch nur die Spitze auf seine Lanze zu setzen, sondern er sticht ihn mit dem Schafte zu Boden. Wolfhart (Bit. 9458 f.) will den schon für einen tapferen Helden gehalten wissen, der ihm nur seinen Hut verrückt. Fasold ist (Thidr. 96) zu stolz, um einem Gegner mehr als einen Schlag zu geben. Roseng. A 304 heisst es: *kein helt wart ie sô küene, sie habent in vür nicht* und Virg. 187 endlich fühlen sich sogar die Bürger jedem Kaiser gewachsen. Sehr erwähnenswert ist endlich noch Nib. A 1916, wo Volker, der mit Dankwart die Saalthür bewacht, fast epigrammatisch renommiert: *von zweier helde handen dâ gênt wol tûsent rigel füre*; und Morolfs Genossen rufen (Salm. 487) mit starker Übertreibung: *wir entwîchent dir nit einen fuoz und solten wir ertrinken in unserm eignen bluot.* Die Helden kennen natürlich keine Furcht. Das wird oft erwähnt; besonders charakteristisch Thidr. 1 und 185, wo von Samson und Siegfried erzählt wird, sie könnten sich niemals erschrecken, und Virg. 631 *er erschrac niht ein wicke*; vgl. auch Rol. 5535, wo die Helden selbst nach dem Tode rufen.

Anhang: Die ständige Form, in der die Helden ihren Mut beteuern, war, wie wir in der ersten und zweiten Gruppe sahen, die, dass in einem konditionalen Vordersatz eine mehr oder minder ungeheuerliche Voraussetzung

fingiert wird, die selbst, wenn sie wider alles Erwarten einträte, die Helden nicht irre machen könnte. Es handelt sich um eine ausgeprägte Stilform, die für alle Beteuerungen zu brauchen war, nicht nur für die des unerschütterlichen Mutes, der unbezwinglichen Kraft. Ich belege die Form durch einige Beispiele, da sich gerade in ihr die Freude an der Hyperbel bewährt.

Besonders beliebt ist auch hier wieder die Zahl 1000, wenn es gilt, die hypothetische Voraussetzung recht schwierig zu machen: *hæte er tûsent stunde eines tages dargesant* (Gudr. 631); *und hêt ich tûsent eide zeinem fride geswarn* (Nib. C 68, 4; vgl. Gudr. 1132); *und ob du tûsent sabene hætest mir verlorn* (Gudr. 1286); *ob unser tûsent wæren* (Nib. A 2042); *ob er vor mir ze tûsent tagen solte hân geslâfen* (Klage A 463 f.); *und solt ich tûsent jâr leben* (Klage A 1228 f., ähnl. Bit. 9742; Wolfd. A 215; Virg. 281. 648); *mohte ich tûsent houbet getragen, ich lieze sie elliu abeslahen* (Rol. 6019 ff.; vgl. Osw. 2920: *und hæte ich siben houbet êrlîche alle ûf mînem houbete stân, diu lieze ich nu ê mir alle abe nemen*); *ee wolt ich tausent tödt erkiesen* (Sig. Dr. 80); *het ich noch tausent leibe* (Sig. Dr. 9; ebenso Bit. 3015; Lied v. h. Seyfr. 94, s. u. S. 43); *und wêrest du von tûsent lîben die swester mîn* (Salm. 457; *hiet aber ich tûsent muoter* vgl. S. 43). Die Zahl 30 tritt auf: *solt ich herverten durch si in drîzic lant* (Nib. A 702; vgl. Gudr. 594: *ob ich ein michel her nâch ir vüeren solte œde unde mer*); *sold ich ervaren drîzec lant* (Virg. 363). Besonders gern wird unermesslicher Reichtum im hypothetischen Vordersatz ausgedrückt, um zu betonen, dass er verachtet oder von der Wirklichkeit übertroffen wird: *und wære ein berc golt* (Gudr. 492); *hete ein künec nu goldes rôt grœzer danne wære ein berc* (Bit. 4055); *ob ir uns gœbet berge rôt von liehtem golde gar guot* (Bit. 4990); *vaare nu alle disse Bierge aff Guld oc all dette Vand vaar Vin* (Kong Diderik oc hans Kaemper H 43. Grundtvig a. a. O. S. 115); *ob ze Arabî daz rîche im wære undertân* (Gudr. 1616); *ob ich*

nu eine hête drîzic lant (Nib. A 521); *wærn elliu lant dîn eigen und elliu künicrîch* (Wolfd. B 861)[1]. Von Vereinzeltem sei noch angeführt: *ich muoz in zwâre haben, hiet er sich under erde vor den liuten vergraben* (Ortn. 486); *ich schlach dir ab deyn haupte, und solt die welt zergân* (Lied v. h. Seyfr. 98)[2].

§ 6. Kampffreudigkeit und Kampfbegier.

Die unerschöpfliche Kampflust, diese gesteigerte Phase des Mutes, sucht auch gesteigerte Formen des Ausdrucks. Wolfhart *der wüetende recke* ist der Typus der Kampfbegierde; bei ihm kehren die sonst vereinzelten Fälle mit Regelmässigkeit und gehäuft wieder.

Das Nibelungenlied und verwandten Epen lassen auch hier einiges Mass walten. Etzel, übrigens das einzige Mal in dem Epos, ist Nib. A 1959 so begierig, persönlich in den Kampf einzugreifen, dass er *bî dem vezzel* zurückgehalten werden muss. Alphart (124) freut sich, als er glaubt, dass ein Gegner ihm entgegenkomme, denn es war ja sein Lieblingswunsch gewesen, auf der Wacht den Feinden Stand zu halten: *dort komt des keisers diener, wæn' mir lieber nie geschach.* Häufiger und drastischer sind die Fälle im Bit. Nantwin von Bayern (6578 ff.) kann die Zeit nicht erwarten, seinem Oheim die Rüstung zu rauben; Siegfried will (8425) den Hunnen eher Ross und Kleid abtreten, ehe er duldete, dass ihnen der Kampf versagt werde; vor allem zeigt hier schon Wolfhart die vertraute Rauferphysiognomie (s. S. 44 f.).

---

[1]) Die Ilias hat wieder einige interessante Parallelen: IX 379: *οὐδ' εἴ μοι δεκάκις καὶ εἰκοσάκις τόσα δοίη;* 385: *οὐδ' εἴ μοι τόσα δοίη ὅσα ψάμαθός τε κόνις τε.*

[2]) Für das Rol. vgl. Baumgarten: Stilistische Untersuchungen zum Rol. S. 51.

Vergleiche mit Tieren führen uns schon in volksmässigere Sphäre. Solche mit Löwen freilich finden sich überall, im Volksepos z. B. Nib. A 98. 2209. 2210; Bit. 10620 ff.; Dietr. Fl. 3952; Virg. 787 u. ö. Wie wilde Eber, wütende Schweine stürmen die Helden in den Kampf (Nib. A 1883. 1938; Bit. 12139; Wolfd. D IX, 100. 102; Roseng. Heldenb. S. 666. 28). Wie ein Habicht auf seine Beute, so stürzen sie sich aufeinander (Thidr. 92): *gein einander si dô stuben sam zwêne valken die dâ vlugen* (Laur. A 367 f. u. s. ö.). Witig (Thidr. 94) ist so freudig zum Kampf wie ein hungriger Hund zu fressen und ein durstiger Mann zu trinken. Vgl. auch: *ich wirde tôbeger denne ein hund, komen wir niht in daz lant* (Virg. 616), wo Hildebrand aber mehr die Liebe zu seinem Herrn antreibt.

Ecke (Thidr. 96) will jeden bestehen, der ihm entgegenkommt, und ebenso machen es die meisten Helden der Thidr. (212. 336. 414 u. ö.). Es ist dies ein Zug, der selbstverständlich auch in der deutschen Sage sehr häufig ist und im höfischen Epos sogar zuweilen noch krasser ausgeprägt ist, als in der Heldensage, die doch auch das Gegenteil kennt (s. § 7). Einige Belege aus dem mhd. Volksepos, wieder zum Teil in typischer konditionaler Form (vgl. S. 41): *hiet aber ich tûsent muoter, durch die belibe ich niht* (Ortn. 71); *het ich noch tausent leibe, si müesten al daran* (Sig. Dr. 9); *ich wil dem streites wonen bey, und solt ich darum sterben* (Sig. Dr. 48); anders: *in was zesamen alsô gir, daz ichz niht halbez mac gesagen* (Dietr. Fl. 9070); *möhte ich niht gerîten, man müeste mich dar tragen* (Roseng. D 26). Dietrich (Ecke 142) wundert sich, dass Ecke auf dem Kampfe dringend besteht, nie habe er Degen so hinter dem Tode herlaufen sehen. Witig kommt (Virg. 872) hervorgeschossen *als ein bolz*, denn *ze strîte was im heize.* Im Wolfd. (Kaspar 141) heisst es: *er sprang über rang und graben, im was zun feinden jach.* Die Helden freuen sich auf den Kampf wie auf die Hochzeit (Rol. 3442 ff. 7746 ff.) oder *sam sie ze wirt-*

schefte alle geladet wâren (Rol. 3991); vgl. auch Thidr. 94 (S. 43).[1])

Das Prototyp des kampfgierigen Recken ist Wolfhart. Er hat noch etwas berserkerhaft Ungebändigtes an sich. Schon sein Äusseres entspricht dem; es ist vernachlässigt, da all sein Sinnen und Trachten nur auf den Kampf gerichtet ist. Er hat einen rötlichen Bart (Klage A 835), oder gar ungekämmtes Haar (Roseng. D 581 ff.).[2]) Das für ihn charakteristische Epitheton ist *der wüetende* (Laur. A 419. 869. 1505; Dietr. Fl. 6457; Rob. 518 u. s. o.; als Titel: Roseng. Kaspar 195; vgl. auch Nib. A 2208). Er tobt im Kampfe (Laur. A 1403 u. ö.), benimmt sich wie ein Unsinniger (Virg. 977) und ist dafür auch so weidlich bekannt, dass, als er (Roseng. D 195) im Begriff steht zu toben, der Ferge ihm die Überfahrt weigert, da er das Schiff in den Rhein treten würde; er muss daher hinterherschwimmen. Er rät Blut zu trinken und sich damit zu waschen; niemand heran kommen zu lassen; das Gefilde mit Toten zu düngen.[3]) Er springt zum Kampf, dass das Blut ihm über den Kopf spritzt (Nib. A 2231) u. s. w. Besonders aber ist er unersättlich im Kampf. Mag er physisch noch so müde sein, nie wird er *vehtens sat* (Bit. 11415) oder *strîtes mat* (Roseng. D 49). Durch seinen Jähzorn wird im Nibelungenliede der Untergang der Wölfinge herbeigeführt (A 2206). Er will immer kämpfen und ist ungehalten über jede Unterbrechung: *Wolfhart dô begunde klagen wie lange sie da wolden ligen ode wem sie möhten an gesigen mit senfte und mit gemache* (Bit. 8170 ff.); oder: *ich gesach halt nie hervart, dâ ritter kurzwîlten min* (Bit.

[1]) Wenn in Helg. Hund. II, 19 König Starkads Rumpf, nachdem der Kopf abgehauen, weiter kämpft, so ist das singulär nordisch und mythisch.

[2]) So sehr ist er der Typus des Kampflustigen, dass (Parz 420, 20) Liddamus sagen kann, er habe keine Lust, ein zweiter Wolfhart zu sein, sondern ziehe Rumolts Rolle vor, d. h. er wolle lieber Ruhe als Kampf.

[3]) vgl. Uhland, Schriften I, S. 269.

8182 f.); *jâ wolde ich ê sicherlîchen nacket hine gân, ê daz sis wurden erlân* (Bit. 8365). Er wünscht sich ein Land, und sei es auch nur eine Wüste, um als ebenbürtiger Kämpfer auftreten zu können (Bit. 11573 ff.). In der Lust an fröhlicher Kampffahrt klingt ihm sein Herz *vor vreuden als ein schelle* (Dietr. Fl. 7004); nicht das Wertloseste gäbe er ohne Kampf her: *er wâgte ê tûsent selen dar und behielte sînen gugelhuot* (Virg. 585). Nie widerfährt ihm grössere Freude, als wie eine Riesenschar auf ihn losstürmt: *die tievel die sint ûzgelân, sô liebe mir nie mêr geschach* (Virg. 719), und selbst das Himmelreich zieht er der Kampfwonne nicht vor: *wære ich nu gewâpent in die ringe mîn, sô wolte ich vür die reise niht ze himelrîche sîn* (Roseng. A 32).[1])

So ist Wolfhart meistens geschildert als blindwütiger Kämpfer, der wahl- und sinnlos in den Kampf geht, nur um dreinzuschlagen, ein rechtes Gegenbild Dietrichs, der verständig den Grund des Kampfes und die Möglichkeit des Sieges abwägt.

Auf einen alten Mann übertragen und natürlich demgemäss umgestaltet, finden sich viele Züge Wolfharts bei Wate wieder. Auch er ist immer voll drängenden Ungestüms, immer der erste und hitzigste im Kampfe. Er bläst sein Heerhorn so gewaltig, dass die Ecksteine in König Ludwigs Burg herauszufallen drohen (Gudr. 1394); Klagen über geschehenes Unglück kann er nicht leiden, ihn verlangt alsbald nach Blut (1342 u. 43). Die Scherze, die er macht, sind voll des entsetzlichsten Humors: witzelnd trennt er Hergart's Haupt vom Rumpfe (1528). Er stellt sich, als ob er vom Kampfe nichts verstehe, und verschafft sich dadurch einen fröhlichen Sieg, der seinem Fechtlehrer beinahe das Leben gekostet hätte (360). Sein Element ist wild tobender Kampf.

Solche stahlharten, übertrieben brutalen Helden behielten ein fremdartiges Interesse auch in der höfischen Zeit. Die Gudrun selbst hat noch eine zweite sehr ähn-

[1]) Mit ähnlich hyperbolischem Humor schildert Wolfram Parz. 285 den Segramors, *der ie nâch strîte ranc.*

liche Figur, den Hagen. Auch er ist ein grimmer, grauenerregender alter Mann. Seinen rechten Namen Hagen hat man schier über dem bezeichnenden Beinamen *vâlant aller künege* vergessen (168). Und er benimmt sich seinem Namen entsprechend: *Hagene der küene urborte sînen namen vlîziclîche* (168). Die spätere Volksepik hat den Typus, humoristisch gemildert, auf den alten Ilsan, Hildebrands geistesverwandten Bruder, übertragen (vgl. § 9).

§ 7. Kampfweigerung und Feigheit.

Das Gegenbild zu den Äusserungen des Mutes und der heftigen Kampfbegier giebt eine Erscheinung, die im volkstümlichen Realismus wohl begründet ist. Öfters weigern sich die sonst berühmtesten Helden zu kämpfen, besonders, wenn die Bedingungen zu ungleich scheinen. Sie empfinden dann eine tiefe Unlust über ihr ewig gefahrvolles Leben und können oft nur durch Gewaltmittel zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden. Diese Züge mangeln weder der früheren noch der späteren Zeit, nur dass sie im Nibelungenliede und den Epen verwandter Stilgattung wieder absichtlich gemildert sind. Denn dem Ritterideal entspricht dies Zaudern durchaus nicht; der Ritter ist unter allen Umständen zum Kampfe bereit: die Helden beginnen den Tjost, wo sie sich streitlustig treffen, auch ohne sich zu kennen. Die Volkssage fühlt da natürlicher und gesunder: man schlägt nicht sinnlos drauf los, sondern will Gründe haben, man fragt, wer der Gegner ist: das alte Hildebrandslied wurzelt in dieser Voraussetzung mit seiner ganzen menschlichen Tragik, die auf dem Boden der höfischen Abenteuerlust nie so ergreifend hätte wachsen können.

Horant (Gudr. 228) weigert sich entschieden, die gefährliche Werbungsfahrt in Hagens Land zu übernehmen; sogar der alte Wate, dem sonst so leicht kein Kampf zu viel wird, ist wenig erfreut über den Auftrag (245). Gunther weicht (Nib. A 109 ff.) dem abenteuerlichen Zweikampfe um sein Reich, den der fahrende Ritter über alles liebt,

verständig aus. Besonders aber offenbart sich die ruhige, der Tollkühnheit abholde Erwägung des Thatsächlichen in Hagens Gestalt (A 1398 ff.), den erst der Vorwurf der Feigheit in die tragische Lage bringt, wider bessere Überzeugung zu der Todesfahrt zu drängen. Heime und Dietrich erklären (Roseng. D 64 f.), dass sie der Rosen wegen keinen Schritt thun, dass sie hingegen kämpfen würden, weil man ihnen Trotz geboten habe. Auch sonst haben Helden des Roseng. Anwandlungen, in denen sie sich allzu gefährlichen Gegnern versagen (Heime A 216; Witig A 228).

Dieser Überdruss am fortwährenden Kampfe ist typisch für Dietrich von Bern, vielleicht ein historischer Zug, eine Erinnerung an die friedlichen Bestrebungen seiner Regierung nach anfänglichen Kämpfen. Schon Bit. 7801—8161 will er mit Siegfried keinen Zweikampf bestehen, und erst Hildebrand vermag ihn dazu zu reizen, indem er selbst mit seinem Herrn den Kampf beginnt. Thidr. 90. 93 ist es Dietrichs Bestreben, Frieden im Lande zu stiften, damit nicht jeder ihn zum Kampfe herausfordern könne. Oder er klagt: *wie sint dise vrouwen sô rehte wunderlîch, daz ir vil selten keiniu wil nemen einen man, ich enhabe mit ime gestriten oder muoz in noch bestân* (Roseng. A 54; ähnl. D 69 f.). Ecke muss lange bitten und schelten, ehe er Dietrichs Abneigung, mit ihm zu streiten (84. 89. 92), überwindet, und in der Virg. ist es geradezu Thema des Gedichts, Herrn Dietrich, der höchst unlustig zu jeglicher Ritterarbeit ist, an den Kampf zu gewöhnen. Namentlich der Anfang des Epos dreht sich allein hierum. Am groteskesten wird aber Dietrichs Kampfsprödigkeit in den Rosengärten. Von A 326 an durch viele Strophen weigert sich Dietrich, man möchte sagen mit Händen und Füssen, gegen die Zumutung, Siegfried zu bestehen, da der Kampf mit einem unverwundbaren Manne eine Thorheit sei. Erst ein derber Faustschlag Hildebrants bringt ihn so in Wut, dass Feuer aus seinem Munde geht, und nun ist er zu allem bereit. Typisch also ist es, dass erst Beleidigung

in Werken oder Worten die sonst träge Heldenkraft zu lösen vermag.

Was ursprünglich friedfertiger Sinn oder reife Erkenntnis der realen Kraftverhältnisse war, das wandelt sich im Lichte der romantischen Kampfbegier des höfischen Rittertums, das nicht fragt nach Gründen und Möglichkeiten, leicht in Feigheit, und der Vorwurf *zage* zwingt dem Zögernden schnell das Schwert in die Hand, vielleicht schon im alten Hildebrandsliede. Wirkliche Feigheit dagegen ist auch im Volksepos nicht häufig, sie dient meist zur Kontrastierung, um die Heldenhaftigkeit der Lieblingsfiguren, wer es auch ist, um so schärfer hervortreten zu lassen. Daneben ist auch ein Anflug des Komischen nicht zu verkennen, manchmal spielt sogar grob komische Absicht hinein.

Die mehr höfischen Epen haben auch hier wieder sehr gedämpfte Farben. Die Helden werden (Nib. A 1530) durch die Aussicht auf den bevorstehenden Tod *missevare.* Als Kriemhild hohen Lohn für Hagens Bekämpfung aussetzt, aber niemand unter den Hunnen den Kampf wagen will, höhnt Volker (1963): *ine gesach nie helde mê sô zagelîchen stân.* In Alpharts Tod überfallen Witig und Heime zu zweien den einen Alphart (Alph. 268 ff.), und beide sind auch sonst als Feiglinge charakterisiert (vgl. oben S. 47). Heime, als er Dietrichs Partei aufgibt, lässt sich noch vorher von seinen Genossen für seine Person Frieden versprechen und begründet das (36): *‚owê ir hânt' sprach Heime ‚dannoch manegen man, kom ich hin ûz ze velde, der mîn siben wol torste bestân'.* Und auch Witig hat grosse Angst (209): *dô begunde sêre grûsen den ûzerwelten man. dô dructen in die ringe, dem helde wart sô heiz, daz im ûf der heide grüene durch die ringe dranc der sweiz.*[1]) Ermenrichs Mannen zeichnen sich im Alphart überhaupt durch Zagheit aus,

[1]) Der Angstschweiss bricht auch sonst wohl den Helden aus: Wolfd. A 564; Rol. 6075; Virg. 415 (*von sorge*); Wolfd. A 213 (*vor* 989 (vor Leid).

sie fliehen (189), *als si diu starken mœre von dem helde hôrten sagen,* zum Kaiser zurück, und *gebârten als die zagen,* zu Alpharts Gaudium; Kaiser Ermenrich kann sie (201) selbst durch Gold nicht zum Mute entflammen. Sie sind eben die dem Dichter unsympathischen und moralisch schlechten, ebenso wie Heime und Witig: Feigheit ist hier eine Begleiterscheinung moralischer Defekte anderer Art.

Greller wird die Schilderung Bit. 9168 ff.: *vil maneger gœbe dâ zestunt tûsent marc, möht er si hân, daz man in dannen hete lân.* Ein Bote (Wolfd. D X, 31) hätte 1000 Mark gegeben, *daz er vor der port verre gewesen wære.* Vergleiche mit Tieren, die als feige gelten, sind ohne typischen Charakter. Die Heiden fliehen *sam ther hirz vore then hunden* (Rol. 6315; 8309 f. werden sie erschlagen wie Hunde). König Attila (Thidr. 309) flieht wie ein verzagter heulender Hund. Das darf nicht Wunder nehmen! Denn König Etzel, der schon im Nibelungenliede, ähnlich wie Artus im Ritterroman[1]), zu den Helden gehört, die von dem Ruhme ihrer vergangenen Thaten zehren, selbst aber nicht mehr aktiv auftreten, ist in unhöfischen Quellen, wie Thidr. und Etz. Hofh., wirklich ein Feigling geworden (Thidr. 309; Etz. Hofh. 45. 50).

Wolfhart, ursprünglich das Prototyp des ewig kampfbereiten, berserkerhaften Recken, schien einer späteren Zeit doch zu sehr über das Mass des Möglichen hinauszuragen, als dass er nicht zum Poltron, zum *îsenbîz* (Virg. 692) werden musste, ein Bild, das uns vor allem in der Virginal vorliegt. Nachdem er prahlerisch ausgezogen ist, grosse Heldenthaten zu verrichten, und auch wirklich einen Wurm erschlagen hat, gesteht er doch die grosse Angst, die er gehabt; kaum sei das Untier tot gewesen, so sei er schleunigst geflohen, und nie mehr, und würde er 1000 Jahre alt, will er mit solchen Tieren zu thun haben (648). Furcht hat er nun aber besonders vor jenem

[1]) Etz. Hofh. 8 wird Etzel geradezu mit Artus verglichen, freilich in anderer Beziehung.

öfter genannten Eisenmanne, der den Eingang zum Berge hütet und den er für den Teufel hält (690. 694). Als er nach vielen Ausreden und langem Zögern wagt, etwas näher heranzutreten, da bekommt er einen Schlag von dem Schilde des Bildes, dass er zurückspringt. Er glaubt nun des Guten genug vollbracht zu haben und fordert Hildebrant auf, nun auch sein Heldenstück abzulegen (693). Schliesslich macht Virginal der Sache ein Ende und muss ihn an der Hand hineinführen (695). Angst hat er aber auch dann noch, als er denselben Weg wieder zurückmachen muss (696). Das Lachen der Zuschauer bleibt natürlich nicht aus (694). Als die Helden gegen die Riesen kämpfen, führt Wolfhart zuerst das grosse Wort und übernimmt einen besonders schwierigen Kampf; als er aber nun dem Riesen gegenübersteht, gereut ihn seine Bereitwilligkeit (733): *wie übel mir dirre gevellet! er ist rehte des tiuvels man . . . Her Hiltbrant welnt ir in bestân, sô ist mîn strît erwendet.* Lieber kämpft er mit Zwergen (982 ff.).

Es bleibt mir noch eine Gruppe von derbkomischen Situationen zu schildern, die durch Feigheit heraufgeführt werden: sie alle aus späterer Zeit oder aus der Thidr., die auch hier wieder stilistisch sich deutlich zu den mhd. Volksepen unhöfischeren Gepräges stellt. Thidr. 116 flieht Heime vor dem alten Biterolf und erkennt da die Richtigkeit des Satzes, dass kein Eisen so hoch zu schätzen sei wie die Sporen. Er ist vor Angst so ausser sich, dass er, als er an eine Mühle kommt, wähnt, Biterolf sage immer zu seinem Sohne: „Hau, Hau! Triff, Triff! Schlag, Schlag!“ während er doch nur das Klappern der Mühlräder hört (vgl. Cervantes, Don Quichote I, 20). Eine andere schöne Geschichte erzählt Thidr. cap. 263: Vandilmar, der zwar gross und stark, aber der feigste aller Männer ist, hat vor Angst auf der Auerochsenjagd einen Baum erklettert, fällt dann aber herab, dem Tiere auf den Rücken, das er nun wohl oder übel reiten muss; und so kommt er in den Ruf gewaltiger Kühnheit. Ähnlich fliehen (Wolfd. D

VIII, 304 ff.) alle Männer, ausser Wolfdietrich, vor dem Wurme, und wer noch auf einen Baum kommen kann, thut es. In der Virginal haben auch andere Ritter als Wolfhart öfters Angst vor dem gewaltigen Eisenmann, und sind nicht zu bewegen, daran vorbeizugehen (201 ff.), worüber jedesmal laute Heiterkeit herrscht. Gernot, aus Furcht vor dem Tode (Roseng. A 300), läuft in unruhiger Zagheit vor den Frauen hin und her. Der Höhepunkt grotesker Komik ist aber die Erzählung von dem Kampfe des Bauern Jorkus und des Kriegers Zivelles (Volksb. v. geh. Siegfr., S. 88 ff.). Die beiden grössten Feiglinge werden, um einen Scherz zu inscenieren, zum Zweikampfe veranlasst, indem man jedem vorspiegelt, der andere habe Angst vor ihm. Die Zuschauer ergötzen sich weidlich an dem Schauspiel, wie sich die Helden gegenseitig an Feigheit überbieten.[1]) Die Herkunft des Schwankes ist unbekannt: das sehr späte, dem 17. oder 18. Jahrhundert entstammende Volksbuch kann mit den ihm eigentümlichen Zügen nicht mehr als Repräsentant des mhd. Volksepos gelten. J. Grimm war anderer Ansicht (Zs. f. d. Alt. 8, 1 ff.). Er knüpfte mit Unrecht ein Band zwischen Zivelles und dem feigen Hialli, dessen bebendes Herz (Atlakv. 22, 5; Volsungasaga 37) Gunnar als Hagens Herz vorgelegt wird. Es ist kein Zufall, dass dieser Hialli Atlam. 59 f., wo man ihn übrigens am Leben lässt, *hvergætir* und *brass*, Kesselhüter und Koch ist. Die Köche sind in alter deutscher und nordischer Dichtung typische Feiglinge, üben schon als Stand eine komische Wirkung, wie für uns etwa die Schneider, in Rom einst die Walker. So war es eine gewiss vielbelachte Scene, wenn (Nib. A 400 ff.) der Bär gerade in die Küche kommt

[1]) An die ergötzliche Geschichte bei Holberg, Jacob von Tyboe V, Sc. 8 möge hier erinnert werden, wo sich der Magister Stygotius und der Hauptmann von Tyboe beide voll gleicher furchtbarer Angst gegenüberstehen. Hier wird denn noch rechtzeitig der Kampf beigelegt. Shakespeare, As you will III, 4 ist insofern milder in der Wirkung, als einer der feigen Streiter ein verkleidetes Weib ist.

und alle ihre Insassen in eiligste Flucht jagt; auch Rennewart verlegt im Willehalm besonders tolle Streiche in die Küche, was Wolfram übrigens seiner Quelle entnahm. Hialli nun verliert (Atlam. 59) in seiner Angst vor dem Tode jede Haltung: es dünkt ihn fürchterlich, *at deyja frá svínum, allri örkostu er hann áþr hafði* (Volsungas. 37: *deyja frá sínum góðum kostum ok svína geymslu*). Die grob materielle Begründung mahnt an einen verwandten Zug des Nibelungenliedes.

Herr Rumolt, der das Hofamt des Küchenmeisters am Wormser Hof bekleidet, hat von der feigen Luft der Küche auch etwas angenommen, obwohl er ein streitbarer Recke bleibt, dem Gunther für seine Abwesenheit Land und Leute anvertrauen kann. Er will nicht mit auf die Fahrt ins Hunnenland und rät den Helden vielmehr dringend, zu Hause zu bleiben. Und wie stützt er das? *wie kunde iu in der werlde iemer sanfter wesen? trinket wîn den besten unt minnet wætlîchiu wîp, darzuo gît man iu spîse die besten die ie gewan in der werlte künec deheiner* (A 1407 ff.). Die Motivierung ist des Helden unwürdig. Und die Komik, die in A noch verschleiert war, bricht in der Fassung C (Handschr. a) rückhaltlos durch (224, 1), wenn Rumolt als Ersatz für die Heerfahrt seine Ölkuchen in lockende Aussicht stellt: *ob ir iht anders hêtet, daz ir möht geleben, ich wolde iu eine spîse den vollen immer geben sniten in öl gebrouwen: deist Rûmoldes rât.* Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Vergröberung erst durch Parz. 420, 29 f. angeregt ist: zeigt das Nibelungenlied in den uns vorliegenden Fassungen doch auch sonst Wolframschen Einfluss. Aber auch die andere Möglichkeit besteht, dass Wolfram an einen alten Scherz anknüpfte, den der feinfühlige Dichter von Nib. A B milderte, während er in C (a) für uns zu Tage tritt. Dann könnte der Fall wieder als erwünschte Bestätigung dafür dienen, dass uns die Volksepen aus der besten höfischen Blütezeit nur ein sehr abgedämpftes Bild des vor und zu ihrer Zeit mündlich lebendigen volksepischen Stiles überliefern.

§ 8. Gemütsbewegungen.

Die moderne Zeit verlangt vom Manne ein Masshalten in den Äusserungen seines Gefühles, besonders des Schmerzes und der Klage. Das ist nicht immer ein Zeichen gesteigerter Kultur, haben doch auch Zeiten hoher geistiger Blüte geschwelgt in thränenseligen Leiden und Klagen. Im allgemeinen jedoch werden Menschen ursprünglicherer Jahrhunderte, wo sich noch keine festen Normen geselligen Zartgefühls, äusserer Würde herausgebildet haben, ihrem Empfinden weniger Zwang anthun. Der deutsche Recke, masslos in jeder Beziehung, ist es auch in der Äusserung seines Jammers und seines Zornes, während die höfischere Zeit das allzu Grelle wieder mildert. Ist doch die *mâze* die höfische Kardinaltugend: die Gesellschaft verträgt die wilde Leidenschaft des Einzelnen nicht und fühlt sich dadurch peinlich gestört.[1])

Sehr oft weinen die Helden, was auch dem Kunstepos nicht fehlt: Nib. A 1031. 2072. 2075. 2174. 2302; Gudr. 62. 155. 416. 677. 824. 1163. 1243. 1342; Dietr. Fl. 4138. 4219. 4759. 7816 f.; Rab. 23. 183. 324. 331. 873. 878. 976. 1021. 1027 und so in allen Epen mehr oder weniger nach der Art des Stoffes. Umschreibungen des Weinens, die durch die nähere Ausmalung etwas Schärferes gewinnen, sind besonders in späterer Zeit beliebt: *im überliefen d'ougen* oder ganz ähnl. Wolfd. B 182. 294; D IV, 100. V, 157. VII, 100; Virg. 158; Rab. 1047; über Bart und Kinn laufen die Thränen: Nib. A 2194, sie rinnen aus den Augen *ze tal* Klage A 1283, vgl. 757; Rol. 7437. 7532; die *wazzertrüpfe* fliessen die Wangen herab: Virg. 358; sie fallen auf Hände und Kleider: Rab. 332[2]); *manges herzen brunnen*

[1]) Die Schmerzausbrüche der Frauen, wo sie sich decken mit denen der Helden, führe ich in eckigen Klammern an, so weit sie in diesem Zusammenhange für uns Interesse haben.

[2]) Besonders wenn Frauen weinen, wird die *wât naz* (Nib. A 1168) oder *sal* (Nib. A 362. 1334; Ernst 3149 u. ö.).

mit trehen ûz augen runnen: Klage A 1632 u. s. w.: blind durch die Thränen werden die Augen schon Nib. A 988 [illegible] in B C): Dietr. Fl. 10010: Dietrich weint (Klage A [illegible]) so laut, dass Etzel darüber erschrickt. Blut weinen die Helden [und die Frauen]: Rab. 904: Rol. 7531. 7564 ff.: Kchr. 14452: [Nib. A 1009: Lied v. h. Seyfr. 31]. Dass Blut vor heftigen Klagen aus Ohren und Mund dringt, ist auf die Klage beschränkt, die überhaupt in gewaltsamer Ausmalung des Jammers das denkbar Mögliche leistet[1]: A 1156. [1382 f.] 1542 f. 1562 f. [1831: doch auch schon: Nib. A 951, wo Kriemhild Siegfrieds Leiche findet]. Das schmerzvolle Händewinden gehört noch zu den massvolleren Ausdrucksformen: Klage A 510. 839. 1838: Gudr. 906. 985: Dietr. Fl. 10003: Rab. 64: Wolfd. B 182: Osw. 1694: Roth. 439. 478. 2432. 2473. 3840. 4036. 4120. [Wolfd. B 93: Rab. 327. 1054: Klage A 1838] u. o. Etwas seltener begegnet das Schlagen an die Brust, das „pectora plangere“: Klage A 440: Wolfd. D IX, 71: Sig. 31: [Kchr. 1520: Bit. 1487: Ortn. 383: Wolfd. B 183: D IX, 71]: stärker: *die brust blouw er mit then hanten* (Rol. 6968): zum Herzen schlagen: Rab. 329. 1056; Dietr. Fl. 10007. Eine Spezialität der Rab. ist das Schlagen in die Augen: 462. 887. 978.

Zu den herkömmlichsten Exaltationen des Jammers gehört endlich das Ausreissen der Haare (*ûz der swarte* oder *ûz, von dem houbet, kopfe brechen*) u. ä.: Ortn. 377: Wolfd. Kaspar 314: Dietr. Fl. 9946: Rab. 882. 888. 1114: Or. 669: Salm. 128: Rol. 1734. 5695. 6078. [Klage A 354. 1079 f.: Wolfd. B 136. 793: D VIII, 323; Ortn. 384; Volksb. v. geh. Siegfr., S. 76: mit besonderem Bilde: *in schœnem hâre manic hant erkrahte* Klage A 1856]. Mildere Formen: *sich in daz hâr, bî dem hâre vân, grîfen*: Rab. 879. 913: Dietr. Fl. 4279. 10005: *sich roufen* (*bî dem hâre, bî hâre*) Ecke Dr. 268: Rol. 7523 f. — Raufen, Ausraufen des Bartes:

---

[1]) Schönbach, das Christentum in der altdeutschen Dichtung, S. 82 weist auf die Häufigkeit dieses Blutbrechens in der Legendendichtung hin. W. Grimm (Kl. Schr. I, S. 88) hält es für ein Zeichen eintretender Schwäche. Vielleicht mit Recht.

Ortn. 275. 445; Wolfd. D IX, 72; Rab. 1114; Rol. 6965. 7523 f. — Endlich werden von Frauen auch die Kleider im Jammer zerrissen oder vom Leibe gerissen: *diu wât von ir lîbe was in zerizzen sêre* [Klage A 1078 f.]; *ez heten ir selber hende den lîp der wât gemachet blôz* [Klage A 1627 f. u. ö.]; doch ist diese Bethätigung des Schmerzes minder häufig, jedenfalls gilt sie als anstössig; als Iwein (3235) sein Gewand vor Schmerz herunterreisst, da wird er ausdrücklich getadelt: *er brach sîn site unt sîne zuht.*[1])

Vereinzelt steigert sich die Darstellung über diese typischen Formen hinaus. Es gehört allein der Rab. an, wenn Dietrich sich in Arme und Hände beisst (894), oder die Fingerglieder abbeisst (1089). In ähnliche Konvulsionen entlädt sich das Streben nach sinnlicher Gestaltung des Gefühles Klage A 324 f. und 330, wo die Jungfrauen sich die Hände im Jammer so leidenschaftlich winden, dass sie ihnen zerbrechen und ihnen die Glieder erkrachen.

Wünsche lieber gar nicht geboren zu sein, als solches erleben zu müssen, leiten zum mehr geistigen Ausdruck des Schmerzes über; die typische Formel ist meist: *owê (daz müeze got erbarmen) daz ich ie wart geborn*: Wolfd. B 224; D V, 149; Dietr. Fl. 7737; Rab. 888. 1108; Sig. Dr. 120. 156. 185; Ecke Dr. 268; Virg. 357. 361; Roth. 485. 4431; Rol. 2516 u. s. o.; stärkere Variationen: *daz mich mîn muoter ie getruoc, daz müeze got erbarmen* Rab. 887; *o wee, daz mich Gott je beschuff* Sig. Dr. 134; *ouwê, daz ich daz leben ie gewan* Sig. 13; *sî verfluochet der tac, dâ mîn geburt ane lac* Rab. 889; *daz wold got, læge ich tôt* Rab. 977; *daz mich der tôt niht lange nam* Virg. 357 und vieles Andere. — Nur eine grellere Form desselben Wunsches ist es schliesslich auch, wenn Ecke (143. 144) wünscht, in eine Steinwand vermauert zu sein. — Diese ganze Ausdrucksform ist übrigens auch höfisch, besonders im Minnesang häufig.

Grosse Erregung aus Kummer oder aus Zorn lässt

[1]) Herb. lässt oft die Kleider vor Jammer zerreissen: 10509. 13339. 13743. 15458.

die Helden **verstummen** (Wolfd. A 360; Rab. **1050**: Roth. 451 u. ö.[1]) Der Heidenkönig will (Ortn. **484**) **vor** Wut weder essen noch schlafen, und Rothers **Getreue** (2513 ff.) lassen Messer und Gabel fallen, als sie ihren **Herrn** singen hören.[2]) Von Klagen und Kummer werden **auch** die stärksten Helden **ohnmächtig**; die Augen **gehen** ihnen über, sie können nicht mehr stehen (Rab. 1047), **sinken** zu Boden (Rab. 1107: Roth. 3023; Rol. 1733) [**Wolfd. A 123**]: ja, in ihren *unkreften* fallen sie hin und liegen **da wie** tot: Wolfd. B 887. 908; Dietr. Fl. 10006; Rab. 877 (wo **Helphrich** gar *vür tôt* vom Pferde sinkt, vgl. Rol. 7568 f.).[3]) **Etzel** sinkt (Klage A 425 f.) zusammen, *ob er wære entslâfen*. Hildebrant muss (Klage A 1056 f.) erst mit **Wasser** wieder ins Bewusstsein gebracht werden, ebenso wie **man** (Nib. A 1006) Kriemhild, um ihren Jammer zu kürzen, **mit Wasser** begiesst (vgl. Klage A 1978 f.). Die Gesunden werden **siech** vom vielen Klagen (Klage A 821); Helche bekommt (Rab. **1060**) vor Kummer Krämpfe, Berchtung stirbt (Wolfd. B **327**) fast vor Leid, und (Virg. W 450) sterben die Mutter des *Königs* Janapas und alle heidnischen Jungfrauen **wirklich** vor Betrübnis.[4]) Im Volksb. v. geh. Siegfr. sterben **gar** *alle* am Schlusse vor Kummer (S. 94), ebenso Frau Ute (Klage A 1976 f. 1991) und Gotelint (Klage A 2115). Etzel, **nachdem** er aus seiner Ohnmacht erwacht ist, lebt als Blödsinniger dahin (Klage A 2091).

[1]) Vgl. Erec 3221 und Rötteken, die epische Kunst Veldekes und Hartmanns S. 181.

[2]) Herb. 13315 vergeht den Trojanern vor Kummer die Lust zu essen und zu trinken.

[3]) Ebenso Iw. 3940 ff.: *im wart dâ benomen des herzen kraft alsô gar, daz er zer erde tôtvar von dem orse nider seic.*

[4]) Bei Herb. ist ebenfalls das Ohnmächtigwerden nicht selten. In volksmässiger Ausmalung: *sie viel nider al verstalt, al versturzet, al verkart, als ein stein alsô hart, ir was die sprâche entgangen* (13380 ff.). Auch bei Ulrich von Zatzikhoven (vgl. Schütze, das volkstüml. Element im Stile U. v. Z. diss. Greifsw. 1882, S. 32 f.) finden sich allerlei naive und intensive Ausbrüche der Gemütsbewegungen, die sich aber, an Herb. gemessen, in bescheidenen Grenzen halten.

Vor Angst und Kummer, besonders vor Zorn erbleichen die Helden: Bit. 8131 f.; Thidr. 180 (bleich wie Asche); Wolfd. D IV, 94. IX, 74; Virg. 357; Rol. 1382. 2053. 2965 [Virg. 820]; oder der Zorn färbt sie rot: Bit. 8124 f. 7651; Thidr. 11 (wie Blut).[1]) Zorn, Scham, Kummer und Liebe lässt Röte und Blässe auf ihrem Gesichte abwechseln: Nib. A 154; Ortn. 162; Wolfd. D X, 8; [Nib. A 1605]. Eine groteske Variante färbt Ilsan im Roseng. vor Wut gelb und grün (A 134); gelb und rot C 462.

Wenn die Helden durch Schreien ihrem Schmerze Luft machen, so hallt der Saal laut wieder (Gudr. 927; Nib. A 2261 [950] Klage A 1623 f.), die festen Häuser geraten ins Schwanken (*erwagen* Klage A 315), sie drohen niederzubrechen (Klage A 787 f.), die Mauersteine wollen herausfahren (Klage A 977), die Erde droht sich zu öffnen (Klage A 1072), Türme, Pallas und Mauern erschallen vom Schreien (Nib. A 2172; Klage A 1075; *palas unde sal und diu stat ze Wormze ze beiden sîten lûte erschal* Nib. A 966), das Gebirge hallt davon wieder ([Virg. 22. 23]; Wolfd. D IV, 13). Werden die Helden zornig, so schreien sie nicht, sondern *limmen* wie die wilden Tiere und die Riesen (Gudr. 882; Virg. 105; Rab. 761. 946 (*rehte alsam ein hûz, daz dâ brinnet*); Wolfd. D IV, 36. V, 166. 178. VI, 69). Es bedarf kaum eines besonderen Anlasses, um die erschütternde Stimmkraft der Helden hervorzulocken: Hagen (Nib. A 1492) ruft den Fährmann, *daz al der wâc erdôz* (ebenso Gudr. 501) und die Burg erdröhnte (Nib. A 1924). Wie ein Wisenthorn klingt die Stimme (Nib. A 1924; Klage A 313; Roseng. D 304. 509), wie das Geschrei von Kranichen (Klage A 1085 f.). Samson schreit so furchtbar, dass alle erschrecken (Thidr. 12) und Waltharius so, dass seinem Gegner die Kniee wanken (Walth. 1325 f.).[2]) Wate bläst (Gudr. 1392—94) so gewaltig

[1]) *vröuden rôt* Nib. A 713. 1437 u. o.

[2]) Il. V, 785 ist Stentor *χαλκεόφωνος*; 786: *ὃς τόσον αὐδήσασχ' ὅσον ἄλλοι πεντήκοντα*, ganz zu geschweigen von Ares, der vor Schmerz schreit wie 9000 oder 10000 Krieger (V, 860).

sein Horn, dass die Ecksteine aus König Ludwigs Burg zu fallen drohen, und es 30 Meilen weit hörbar ist. Berg und Thal erbebt (Virg. 38) vom Schalle eines Hornes. Besonders aber im Rol. (313 ff.) wird die Wunderwirkung von Rolands Hornruf mit phantastischem Nachdruck geschildert: *thiu steinhûs erwageten, thiu heithenen verzageten, thiu erthe erbibete .... thie berge alle erclungen, vile manege fure tôt lâgen*; Roland (6057 ff.) bläst in höchster Todesnot so stark, dass nichts anderes zu hören und dass ihm selbst die Hirnschale springt.[1])

Vor Zorn und Leid erkrachen die Recken und ihre Herzen einige Male (Dietr. Fl. 4424; Ortn. Heldenb. 37, 21; Rol. 6442); Wolfd. A 187 heisst es von Baltram: *sîn halsberc im vor zorne an sînem lîbe erklanc.*[2]) Wie sonst die Riesen, stampfen auch die Helden in die Erde bis an die Sporen, z. B. Thidr. 99; Laur. A 672.

Als ein Rest seines göttlichen Wesens speit Dietrich, wenn er gereizt wird, Feuer: Bit. 11132 f.; Thidr. 391; Ecke 219. Mit besonders groteskem Ausdruck heisst es von ihm, dass er (Bit. 11124) *rouch sam ein kol*, oder (Laur. A 541) *sam von der esse tuot daz viur* (ebenso Roseng. A 363, in C fehlend), während (D 531) Dietrich in seinem Zorn *riechen began als ein hûs daz dâ dimpfet und ist enzündet an.*[3]) Einmal dampft auch

---

[1]) Herb. 10565 erweitert sich von heftigem Schreien die Gurgel.

[2]) Auch sonst krachen wohl vor Leid die Herzen: im Märchen vom eisernen Heinrich sind es die eisernen Bande, die krachend abspringen, in anderen Fassungen dieses Märchens aber springt das Herz selbst, so laut, dass man meint, der Wagen bricht (Grimm, Märchen III, 5); vgl. Wigalois, her. v. Pfeiffer, 197, 15 ff.: *von sîme tôde sî erschrac sô sêre, daz ir herze brast lûte als ein dürrer ast, swâ man den brichet enzwei*; vgl. Iw. 4416.

[3]) Sicher liegt trotz Jiriczeks Widerspruch (Heldens. I, 266 f.) mit Grimm (H. S.[3] 117) und Müllenhoff (Zs. f. d. A. XII, 335) hier ein roherer Ausdruck vor, der in dem edleren Epos keinen Platz hat und darum dort nicht vorkommt. Grimms weitere Ausführung, dass hierin ein Zeichen höllischer Abkunft zu erblicken sei, braucht man darum noch nicht zu billigen, vgl. Heinzel Ostg. Heldens. S. 97 f. (Sitzungsb. d. Wiener Akademie, Bd. 119, Wien 1889).

Wolfdietrichs Harnisch, als er zornig wird: *vor zorne sach man riechen sînen halsberc wîz* (Wolfd. D V, 172).

Es bleiben noch einige seltene Formen der Trauer zu erwähnen. Nur in der Rabenschlacht küssen die Helden die Wunden der Gefallenen, die ihnen besonders lieb waren (460. 886. 977. 1088. 1127); nur in der Virginal heisst ein trauerndes Herz *dürrer dann ein strô, ez muoz von leide verbrinnen* (616. 1001).[1])

§ 9. Allgemeine Epitheta.

Die Helden des Volksepos, die *wîgant*, *recke* und *degen* heissen, werden ebenso wie alles, was auf sie Bezug hat, schon durch ihre Epitheta über das gewöhnliche Niveau herausgehoben; doch das liegt im Wesen alles heroischen Stils, und es ist überflüssig, Beiworte zu erwähnen, die auch der höfischen Kunst geläufig sind.

Von ihrer Art und ihren Idealen weicht es aber charakteristisch ab, dass *ungevüege*, *ungehiure*, *vreissam* und *vreislîch*, die typischen Bezeichnungen für Riesen und Lindwürmer, auch als Epitheta der Helden, ihrer Waffen, Gefühlsausbrüche und Kämpfe nicht unbeliebt sind. *eislîch* dagegen ist auch im Volksepos ein seltenes Wort, Nib. A 1672 heisst Hagens *gesiune* so, sonst ist es etwas häufiger nur in der Rab. (603. 624. 785. 816), nur von Kämpfen und Hieben. *übermüete*, *grimme* (im Nib. das typische Beiwort Hagens) sind häufige Epitheta der Volksepen, nur sporadisch die scharfe Verstärkung *mortgrimme*. *vermezzen* fehlt in dem höfischen Nib. völlig, im Alph. aber

[1]) Herbort, der immer den volkstümlichen Stil noch zu überbieten sucht, hat besonders groteske Bilder für Zorn und Schmerz, von denen ich einige anführe. Der Schweiss fliesst (414—24) dem Hercules vor Zorn über die Augen, er beisst die Zähne zusammen, verdreht die Augen, Kopfhaut und Stirn runzelt sich, seine Stimme wird heissgrimmig. Sonst wird Beben und Zähneklappern erwähnt (13210); Verzerren des Gesichts (10634), oder Augenkrämpfe (1537), vgl. (wie überhaupt für Herb.) Reuss, die dichterische Persönlichkeit Herborts, Diss. Giessen 1896, S. 82 f.

z. B. ist es ganz gewöhnlich (105. 110. 145. 218. 220. 235. 340. 370. 435) und ebenso in den späteren Epen. *frech* und *keck* sind seltene Worte: *frech* findet sich zerstreut hier und da z. B. Wolfd. D V, 216. IX, 127. X, 85; Rab. 378. 789; Laur. K II, 728; D 7 u. s. w.; *keck* beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen[1]) auf die von dem gleichen Verfasser herrührenden Epen Dietr. Fl. und Rab.: Dietr. Fl. 3804. 7943. 8242. 8619. 9180. 9344. 9434; Rab. 48. 58. 191. 270. 385. 629. 635. 641. 665. 666. 684. 710. 724. 732. 796. 811. 832. 850. 923. 925. 988. *wilde* ist die stehende Bezeichnung für den Hagen der Gudr. (106. 124. 198. 226. 239. 255. 312. 319. 362. 408. 453. 492. 509. 528. 553); sonst besonders für heidnische Helden (s. u.). Verbindungen mit *âne mâzen, unmæzeclîch, unmâzen* sind recht beliebt (z. B. Nib. A: 18 mal; C noch einige Fälle mehr).

Besonders deutlich ist die Entwickelung des Wortes *wunderküene* und der anderen Zusammensetzungen mit *wunder*. In den Nib. und sonst in der älteren Zeit ist es selten (A 815. 1710; in C beide Male durch Umschreibung: *grimme küene, vil küene* ersetzt 132, 4. 270, 7). Dann finde ich es Ortn. 6, und jetzt wächst die Beliebtheit ständig: Wolfd. A 584. 585; B 821. 929; Sig. 5; Sig. Dr. 93. 147; Ecke 52. 68. 150. 151. 155. 198 (im Dr. ausserdem 223. 225. 238. 240) u. s. w. Im 15. Jahrhundert wird es zu einem Lieblingsworte. Im ältesten Druck des Heldenbuches: 216, 22. 221, 10. 306, 34. 317, 8. 325, 16. 330, 10. 339, 25. 405, 31. 416, 30. 426, 33. 486, 20. 533, 14. 545, 32. 576, 11 u. o. In der Piaristenhandschrift ist es noch häufiger: Virg. W 194. 551. 624. 669. 672. 674. 709. 717. 723. 724. 735. 796; ja in der Bearbeitung des Nib. in dieser Handschrift erreicht es den Gipfelpunkt: es kommt 82 mal vor.[2])

[1]) In Laur. K II, 728 ist es eine Conjectur Müllenhoffs.

[2]) Ganz parallel, nur in kleinerem Massstabe verläuft die Entwickelung von *wunderschœne*, von Nib. A, wo ein Fall vorkommt, bis zur Piaristenhandschrift mit 16 Fällen (in d. Bearb. des Nib.). Die übrigen Zusammensetzungen mit *wunder* sind ganz singulär.

Dies *wunderküene* ist ein rechtes Symbol für die sich übersteigernde Darstellungsweise des Volksepos. Gewiss auch das Kunstepos ist überzeugt, dass immer gerade die Helden, von denen erzählt wird, die besten, stärksten, reichsten und freigebigsten sind, der jedesmalige Kampf der grösste von allen, die je gewesen sind und sein werden. Aber ihm fehlt doch hie und da schon die Naivetät, der alles Andere vor diesem Einen versinkt. Gern behauptet das Volksepos, dass alle Helden dem gerade bevorzugten gegenüber nur *ein wint* sind: Nib. A 227; Alph. 97; Bit. 362 ff. 3591 ff. 3836 ff. u. s. o.[1]) *ein tou unt ein wint* Dietr. Fl. 889 ff., oder es benutzt gar die Zahl 1000 zur Bezeichnung des Unübertrefflichen: *nû wil ich mich hœren lân umb einen den küenesten degen: dâ man ze prîse solde wegen tûsent künege rîche, man funde im niht gelîche* (Bit. 1977 ff.). Die Tausendzahl in Vergleichen auch z. B. Klage A 498 f. 889 f. Wenn Siegfried (Nib. A 128) geehrt wird, tausendmal mehr als der Dichter aussprechen kann, so sei daran erinnert, dass (Roseng. C 1032) eine Woche nötig ist, um alle Schönheiten des Rosengartens schildern zu können. Diese Form, das Exorbitante durch das Geständnis der eigenen Schwäche deutlich zu machen, ist sonst mehr ein Mittel der geistlichen Dichtung.

§ 10. Groteske Typen.

a) Mönche: Das Christentum durchsetzte auch die alte heidnische Volkssage so weit, dass die Hauptheldeu

---

[1]) Ebenso heissen andere Kämpfe an dem gegenwärtigen gemessen: Nib. A 2217; Bit. 6514. 10110. 12302; Wolfd. D X, 123 etc.; Dietr. Fl. 6728 ff. (*tou unt ein wint*); Rab. 77 (*ein tou*); Virg. 861; Laur. D 2321; andere Pracht und Milde: Nib. A 779. 1312; Wolfd. A. 232; andere Klagen: Klage A 321 f.; Dietr. Fl. 1068 f. Übrigens ist die Phrase auch ausserhalb des Volksepos sehr geläufig. Eine besonders geschraubte Ausdrucksweise für das allerhöchste Mass des Klagens sei noch angeführt: *der klage urgründe was allez ûf einander komen* (Klage A 1142 f.).

zu frommen Christen wurden, häufig beten[1]) und die Kirche besuchen. Aber so weit ging die Stillosigkeit doch nicht, dass das Mönchsideal den alten Reckengestalten sympathisch werden konnte. Recke und Mönch sind unvereinbare Gegensätze für das gesunde Gefühl des Volksbewusstseins, und es widerspricht dem nur scheinbar, wenn alte Recken, z. B. Ilsan, in das Kloster treten; gerade in diesen Gestalten wird es deutlich, wie Recke und Mönch sich nicht vertragen können: die Mönchskutte ist den Helden mehr eine zeitweilige komische Verkleidung, die sie bei der ersten Veranlassung, meist in der scurrilsten Form abwerfen, um dann beinahe die reckenhaftesten der Recken zu sein. In drei Formen offenbart sich im Volksepos die Abneigung gegen die Mönche: 1. in ihrer Behandlung durch die Helden; 2. in Scherzen, die auf sie Bezug haben; 3. in grotesker Zeichnung der Mönch gewordenen Recken.

Geistliche und Mönche sind den Recken nicht etwa, wie wohl in späterer Zeit, heilige Leute, die unter dem Schutze einer höheren Gewalt stehen, vielmehr springen sie öfters ziemlich unsanft mit ihnen um. Schon Nib. A 1515 wirft Hagen den Kaplan skrupellos ins Wasser; Giselher und Gernot sind freilich ein wenig ungehalten, aber viel Aufhebens wird davon nicht gemacht. Wate (Gudr. 841) nimmt den Pilgern ohne weiteres ihre Schiffe und achtet ihr Fluchen *niht ein brôt* (843). Grotesk komisch ist insbesondere die Behandlung der Mönche in den volksmässigeren Gedichten. Morolf legt (Salm. 325) die 12 Kaplane alle auf einen Haufen, einen nackten Kaplan in das Bett der Königin und den König zu einem anderen jungen Kaplan. Und ganz schlecht geht es den Klosterbrüdern Ilsans. Sie sowohl wie sein Abt haben Heidenangst vor Ilsan: Roseng. A 158 müssen die zu-

[1]) Walth. 561 spricht Walther wie ein echter Recke, niemand der Gegner solle seinem Schwerte entgehen, gleich darauf aber lässt ihn der dichtende Mönch demütig zur Erde fallen und Gott für seine Überhebung um Verzeihung bitten.

schauenden Recken herzlich lachen über die ängstliche Nachgiebigkeit, mit der der Abt den unbequemen Bruder loslässt, der sich mit zweideutigen Versprechungen verabschiedet: ihn begleiten nicht die Gebete, sondern die Flüche der Mönche, die ihn nicht wieder zu sehen wünschen (Roseng. A 164). Im Heldenbuch S. 690, 15 ff. heisst es gar: *mancher bruoder vor forcht hopfet, das er nit was erschlagen.* Ilsan behandelt sie aber auch entsprechend: Ros. A 387 drückt er ihnen die Rosenkränze so fest aufs Haupt, dass das Blut ihnen an den Ohren herabläuft; im Heldenbuch S. 692 knüpft er ihnen sogar noch die Bärte zusammen und hängt sie über seine Stange, wie man sonst mit wilden Tieren verfährt (vgl. S. 36).

Sonst beschränken sich die Scherze mit geistlichen Dingen hauptsächlich auf das häufige Plattenscheren. Die Tonsur musste dem freien Recken komisch, ja schimpflich erscheinen; war er doch stolz auf sein lang wallendes Haar, das Zeichen des Freien, und wird doch die Bestrafung an Haut und an Haar wie gleichbedeutend nebeneinander gestellt. Mehrmals schert Morolf seinen Wächtern eine Platte und macht sie so scherzweise zu Pfaffen (290. 315). Beim Messerwerfen verfehlt der Heidenkönig Wolfdietrich und schneidet ihm nur zwei Locken ab, worauf Wolfdietrich scherzend sagt, er wolle ihm wohl eine Platte scheren: *nu mac ich doch leider niht wol pfaffe wesen* (Wolfd. D VI, 154; Kaspar 277. 281. 282). Am besten illustriert aber den Gegensatz zwischen Recken und Mönchen eben der Mönch gewordene Recke, der stets eine, durch den inneren Widerspruch, komische Figur ist und der gerade dadurch, dass er schliesslich als herrlicher Held die Mönchskutte von sich wirft oder sie doch vergessen lässt, die Mönche um so lächerlicher macht. Dieser frommgewordene Held ist ein weit verbreiteter Typus, zumal in den französischen chansons de geste: die chansons aus dem Kreise der Wilhelmssage [1]) erzählen von der

[1]) Wolframs Willehalm bricht ab, bevor der Ort für diese Dinge gewesen wäre.

Mönchschaft Wilhelms und Rennewart's, der moniage Guillaume und der moniage Renoart, also gleich von zwei Helden desselben Kreises.[1])

Als dieser Typus dann in die Litteraturen anderer Völker überging, wurde er sehr vergröbert und erst eigentlich komisch. Im Chronicum Novalicense[2]) muss es sich Walther von Aquitanien gefallen lassen, mit Guillaume vermengt und zum Mönche gemacht zu werden. Es wird im zweiten Buche ezählt, dass der Held Walther, der bekannt sei durch seine Flucht mit Hildegunt, alt geworden in das monasterium Novalicense eingetreten sei; und zwar muss er vom Alter ziemlich gelitten haben, denn jeder glaubt seinen Spass mit ihm treiben zu können. Als einst Räuber eine Schar Mönche überfallen haben, wird, gleichsam Scherzes halber, Walther abgeschickt, um den Räubern ihr Unrecht vorzuhalten und das Besitztum des Klosters zurückzufordern. Seine Einwendungen, dass die Räuber ihm seine Kleider noch dazu wegnehmen könnten, werden durch den Hinweis auf das Bibelwort von den Backenstreichen und den Röcken beseitigt, worin zugleich eine ziemlich drastische Kritik der Christenmoral liegt. Walther fragt dann noch, ob er auch seine femoralia, seine Lendenbinden, hingeben müsse, jedoch der Abt meint, so weit gehe die Christenpflicht nicht. Es kommt dann wie zu erwarten: die Räuber nehmen seinen Rock und er giebt das Übrige hinzu. Als sie aber seine femoralia auch haben wollen, erschlägt er einen mit der Faust und mit dessen Waffen die übrigen und bringt das Geraubte zurück.

Der Ilsan der deutschen Sage und seine schwächeren Abbilder sind im Grunde dieselbe Gestalt. Aber sie bringen doch mehr ihre eigenen erwachenden Neigungen in komischen Kontrast zu den Forderungen ihrer Regel, und es entsteht die Figur des kriegerischen, manchmal auch

---

[1]) Vgl. Gautier, Les épopées françaises III, Anm. zu pag. 23—52.

[2]) M. G. Scriptores VII.

liebenden Mönches. Auf dreierlei Weise wird Ilsan charakterisiert [1]): 1. durch scherzhaftes Hervorheben seines geistlichen Standes; 2. durch Betonung seines kriegerischen Sinnes und seiner Grobheit; 3. durch seine erotischen Neigungen.

In Alpharts Tod tritt, entsprechend dem Alter und der tiefen Tragik des Gedichtes, Ilsan noch sehr zurück; aber dass er mit seinen 1100 Mönchen schwarze Kutten über den weissen Panzerringen trägt, wird doch öfters erwähnt (Alph. 319. 402; Ilsans graue Kutte Roseng. D 427. 432 u. s. w.). Er selbst kehrt gelegentlich den Geistlichen heraus (D 432), wenn er Kriemhild ermahnt, Fluchen sei verboten, und wird geistlich angeredet: *pater noster, bruoder!* (D 448), *numme dumme âmen!* (D 184) (*nomine domini*), *du ungewisser kapelân* (D 460), oder *benedicite, bruoder!* (D 98) während er selbst mit höchst ungeistlichen Flüchen antwortet. A 250 wird ihm geraten, lieber zum Chore zu gehen und Messe zu singen; umgekehrt (D 457), er solle lieber klare Seidengewänder, als eine Kutte tragen, da er doch aus dem Kloster gejagt werden würde. Klosterstrafe wird ihm angedroht, da Kriemhild sein Benehmen dem Abte melden will (D 453). Sehr häufig sind endlich die Fälle, wo mit ironischer Färbung beim Kampfe vom Beichtehören, Bussegeben, dem Predigerstabe Ilsans u. a. die Rede ist (s. u. Cap. II).

Dieser Mönch nun ist ein gewaltiger Krieger. Er bezwingt den starken Rheinfergen (Roseng. D 178 ff.), er kämpft (Roseng. A, IX) mit Studenfuchs und (D 446 ff.) mit Volker. Sogar 52 Helden besiegt er nacheinander (A 371 ff.), von denen er 12 tötet (A 373). Er hat Dietrichs Oheim erschlagen, erhält aber, Dank seinen tapferen Thaten, Verzeihung dafür (Alph. 402—408). Gleich bei seinem Eintritt ins Kloster hat er noch eine Kriegsfahrt gelobt (Roseng. D 78. 100). Er weist seine Genossen, die um

[1]) Das Material stellt schon Uhland, Schriften I S. 281, zusammen, doch anders geordnet.

Alphart klagen, zurecht und fordert sie zur Rache auf (Alph. 410). — Gegen seine Genossen im Kloster ist er grob und übermütig. Er hat sich so missliebig gemacht, dass sie ihn am liebsten ganz los wären (Roseng. A 164). Als er von seiner Heerfahrt zurückkommt, wollen sie ihn denn auch nicht einlassen, er aber stösst die Pforte auf (D 631) und übt an ihnen den ausgelassensten Mutwillen (vgl. Cap. I § 4 und Cap. II § 17). Recht drastisch zertritt er nicht bloss die Rosen, sondern wälzt sich auch darin (D 429 f.). Dass die Damen und Ritter (A 250) über ihn lachen, lässt er sich noch gefallen; als aber Studenfuchs sagt: *warzuo hât uns der Berner sînen tôren her gesant?*, da versetzt er dem Beleidiger einen kräftigen Faustschlag (A 252 f.; vgl. § 17).

Er lässt nicht nach, bis Kriemhild ihm alle 52 Küsse für seine 52 Siege gegeben hat, wobei er sie mit seinem rauhen Barte schonungslos wund reibt. Diese erotische Neigung ist in der Fassung D noch besonders betont (593): *Gœbe mir daz klôster solher vröude lust, ich getœte vür die porten niht sô manegen just, ich lebete in der kutten iemer âne quâl. die mîne wolte ich küssen mê dan tusent mâl,* oder (594): *nu muoz mich iemer riuwen, daz ich sie hie muoz lân* (vgl. Cap. IV).

Eine abgeblasste Kopie des Ilsan ist Wolfdietrich (Wolfd. D X). Auch er ist ein ungestümer Mönch, der noch oft und gern in den Kampf geht, um da mit blutiger Tinte und scharfem Griffel zu schreiben; auch er hängt die Mönche wie Ilsan mit den Bärten über seine Stange (D X, 20). In der Thidr. 429 ist es Heime, der, Mönch geworden, bei der Herausforderung des Riesen Aspilian seine Heldenkraft beweist und die Mönche malträtiert, bis sie ihm seine Waffen und sein Ross wiedergeben. Darauf kämpft er mit Aspilian und dann mit Dietrich als streitbarer Recke.

b) Heiden. Während im höfischen Epos die Heiden sich durch nichts als den Glauben von den Rittern unterscheiden und mit ziemlich derselben Sympathie behandelt

werden, haben die Dichter der volksmässigen Gedichte einen lebhaften Widerwillen gegen die Andersgläubigen und drücken ihn aus, indem sie die Heiden zu Bösewichtern karrikieren. Der Unterschied ist ganz natürlich: das Rittertum mit seinem aristokratisch-internationalen Charakter hatte gelehrt, über Glaubensunterschiede freier zu denken; der engere Horizont der grossen Masse machte sie unduldsam, die Religion schien ihr den Charakter wesentlich zu bedingen; der Philister zweifelt nicht, dass anders als er selbst Geartete schlecht sein müssen.

Das typische Beiwort des Heiden ist *der wilde*; z. B. Wolfd. D IV, 39. V, 96 ac. 126 ac. 156. VI, 134; Osw. 1667. 1682. 2093. 2405. 2637. 2647. 2779. 2880. 2911. 3310 u. s. w.; oder *der übel heiden*: Wolfd. D IV, 92. VI, 114. 117. 118. 119. 121. 124. X, 102 u. ö. Sie haben ganz bestimmte Züge. Sie sind meistens, wie im Spielmannsgedicht, oft wohl daher stammend, die grausamen und hartherzigen Väter der schönen Töchter, die natürlich sämmtlich zum Christentum übertreten, da sie die Ehre haben, von Christenrecken entführt und geheiratet zu werden. Diese allzusorgsamen Väter halten ihre Töchter fest verwahrt und töten jeden, der um sie wirbt, oder lassen ihn sonst schlimmes erleiden. Wolfd. B 538 stecken schon 500 Köpfe auf der Burg des Heidenkönigs von solchen, die er alle schmählich betrogen und getötet. Er besteht mit jedem einen Messerkampf, in dem er Meister ist und die ersten Würfe hat; erst an Wolfdietrich findet er seinen Überwinder (Wolfd. D VI, 125—176); und alle hat er mit freundlichen Worten, aber mit *untriuwe* und mit *valsche* empfangen (Wolfd. D VI, 23). Rothers Boten werden gegen jedes Recht, nur weil sie um die Königstochter werben, schmählich ins Gefängnis geworfen. Im Osw. (307 ff.) will der König gar selbst seine Tochter heiraten, nachdem seine jetzige Frau gestorben, und er schlägt daher jedem Nebenbuhler den Kopf ab.

Alle diese bösen Väter haben dasselbe traurige, aber verdiente Schicksal: angeführt zu werden. Der Hagen

der Gudr. (s. S. 46) entspricht in jeder Weise diesem Typus, er hat dasselbe typische Epitheton *wilde*, dieselben Eigenschaften, nur die Untreue fehlt; zudem ist er ein starker Recke, *ein vâlant aller künege*; es scheint sicher, dass er nur ein ins Christliche und Reckenhafte umgebildeter Heidenvater ist. Ein wilder Wüterich ist auch der Heide der Virg., der alljährlich die ihm ausgelieferte Jungfrau schonungslos tötet. In Virg. W 1 ist er sogar Menschenfresser geworden.

Mit derselben Antipathie wird die heidnische Religion gekennzeichnet. Ortn. 441—43 wird mit dem Götzenbilde der Heiden allerlei Spass getrieben (vgl. Anhang § 1). Gewöhnlich aber hat man sich unter Heiden Mohammedaner zu denken. Als der Heidenkönig (Wolfd. B 625) vergeblich Mahomet um Hülfe anruft, sagt Wolfdietrich ironisch: *iuwer got Machmet, wœn er entslâfen ist*; oder Wolfd. D VI, 174: *gert dîn got wîbe?* Dem gegenüber das stolze Bewusstsein der Überlegenheit des eigenen Gottes: *dîn got gên dem mînen muoz ein gougel sîn* (Wolfd. B 578).

c) Dümmlinge: Dietleib ist ein Vertreter jenes Typus von Helden, die in ihrer Jugend entweder künstlich vom Kampf ferngehalten werden oder ihren Eigenschaften nach alles eher als einen gewaltigen Helden vermuten lassen.

Im Bit. hat Dietleib Züge, die ganz in die Sphäre des jungen Parzival weisen. Auch er wird von seiner Mutter aus Besorgnis von allem Ritterwesen ferngehalten und hat noch nichts von Kampf und Schlacht erfahren, als er die Waffen seines Vaters findet. Nun erwacht sofort die Kampflust in ihm, und er will sich rüsten (2180 ff.). Dreimal zieht er aber die Rüstung verkehrt an, so dass das Hintere nach vorn kommt. Dann vollbringt er als junger Knappe nur mit dem Lanzenschaft ohne Spitze die grössten Heldenthaten (2255 ff. 2945 ff.). Obwohl er bei Jungfrauen und Frauen schlafen darf, macht er sich das doch nicht zu Nutze, denn Minne ist ihm noch unbekannt (2250 ff.).

Auch in der nordischen Sage wird er ähnlich aufgefasst. Hier entspricht er genau dem Rennewarttypus. Er ist eine Art männliches Aschenbrödel (Cap. 111—114). Seine Eltern halten nichts auf ihn, er verkehrt nur mit Küchenjungen und Bettlern; er wäscht und kämmt sich nie und liegt den ganzen Tag in der Asche, bis er schliesslich bei einer festlichen Gelegenheit umschlägt und zum gewaltigen Helden wird. Schliesslich zeigt auch Siegfried-Sigurds Jugend in der Schmiede mit seinen tollen Streichen allerlei Ähnliches. Der Typus scheint in seiner erhaltenen Ausprägung manches Französische zu haben, an der Echtheit möchte ich doch nicht zweifeln, so dass es sich nur um eine Neubelebung des Details unter französischem Einfluss handeln würde.

d) Fergen: Die Fergen oder Fährleute treten zwar nur zweimal in den Epen hervor (Nib. und Roseng.), beidemal aber sind sie übereinstimmend als grobe Gesellen charakterisiert. Nib. A 1490 ff. wird der Ferge erst durch einen Goldring bewogen herüberzukommen, will aber auf keine Weise Hagen und die übrigen Recken überfahren, sondern schlägt mit dem Ruder nach den Recken, was er dann mit dem Tode büssen muss. Im Roseng. D verlangt der Ferge Norprecht als Fahrlohn Fuss und Hand (168). Er schilt kräftig auf den gewaffneten Mönch (180 ff.), bis er in einer Prügelei (182 ff.) gezwungen wird, die Überfahrt des Heeres zu bewerkstelligen, was er dann in drei Tagen vollführt.

Cap. II. Der Kampf.

§ 11. Lärm.

Im Kampfe vor allem offenbart sich die Heldenkraft durch ihre gewaltigen Wirkungen. Gewiss erklingen auch im ritterlichen Turnier und Streite die Waffen, sprühen Schwerter, Harnische und Helme Funken, fliesst Blut und werden schreckliche Wunden geschlagen; aber das hält sich doch meist in den Grenzen eines natürlichen und glaubhaften Masses; im Volksepos dagegen wird Alles wiederum gesteigert, ins Übermenschliche und Groteske gerückt. Es entspricht eben der Vorstellung von den riesenhaften Recken, wenn auch ihr Kampf Züge des Übergewaltigen trägt.

Oft kommt es vor und verdient kaum eine Erwähnung, dass die Schwerter und Helme erklingen (*erklingen, lûte erklingen, diezen, lûter schal* u. ä.): z. B. Gudr. 504. 866. 1411; Alph. 296. 350. 449. 450; Bit. 1601. 3953 f. 10352. 10466 f. 12210 f. 12268 f. 12275 ff.; Rab. 421. 424. 1000; *daz ez krahte:* Rab. 699; *gremlîche:* Nib. A 2149; *vreislîch:* Rab. 445; *ungehiuwer:* Rab. 672; *unmâzen grôz:* Rab. 751; *ungefüege:* Gudr. 1422 u. s. o.[1]) Wie eine Glocke erklingt Walther von Kerlingens Schwert: Alph. 373, ebenso Eckes Helm, von den Ästen getroffen: Ecke 36.

Charakteristischer schon ist es, wenn die Entfernung angegeben wird, wie weit das Getöse zu hören war; *verre* wird es oft vernommen, Thidr. 12 aber ist das Tönen von Samsons Klinge im ganzen Heere zu hören; eine Rast

[1]) Walth. 827 klingen die Hiebe, wie wenn die dunkele Eiche vom Blitze getroffen ist.

weit durch das Gebirge schallt der Kampflärm: Virg. 150, eine Meile: Rab. 442, eine halbe Meile: Laur. A 675 f. Das Getöse klingt über Berg und Thal: Rab. 790; Sig. Dr. 87; es erdröhnt in Berg und Tann, dass die Gefährten es weithin vernehmen: Alph. 351. 354; Felder, Berge und Thäler erhallen und erkrachen von dem Lärm: Wolfd. D IX, 134; Dietr. Fl. 9233 f.; Virg. 55 (ebenso vom Heerschall Rab. 588. 616); Wald und Gebirge schallen in einander: Wolfd. D VIII, 164. 244; *palas unde sal* erklingen z. B. Nib. A 35. 185. 461. 1976. 2296.

Ein häufiges, noch mehr zur Übertreibung hinneigendes Bild ist es, wenn die Streiche dröhnen wie Donner und Donnerschläge, immer ein Symptom minder höfischer Heldendichtung, z. B. im Nibelungenliede nur in der volksmässigen Bearbeitung der Piaristenhandschrift 2119; sonst: Bit. 10103; Klage A 689; Wolfd. Heldenb. 413,3; Virg. 164 f.; Roth. 2742; Etz. Hofh. 169; Thidr. 100; *als ein wilder dunerslac*: Sig. 42; Virg. 143; *alsô ein dunerschûr*: Wolfd. D IV, 85; *alsô ein donderschlag durch herten fels getriben*: Virg. W 389; *reht als der wilde dunerslac vom himel kœme gerizzen und wolte verderben gar ein lant*: Ecke 105[1]); wie ein Unwetter oder Sturm: Sig. Dr. 178; Ernst (stroph. Bearb.) 71; Helg. Hund. I 54; *ir ietweders swert gât nider sam der schûrstein*: Bit. 10332 f.

Einige Male schallt es lauter, als wenn der Schmied auf den Amboss schlägt: *ez wart mit hamere nie gebert sô sêre ûf anebôze* Bit. 12154 f.; ebenso Rol. 4118 ff.; oder gar: *dô was sô michel der clanc von ir slegen swæren, sam ob tûsent smide wæren mit hamer über ambôz gestân* Dietr. Fl. 9186 ff.[2]). Oder noch greller: *zesamne si dô kômen, rehte als niderbræche ein want* Alph. 367, oder *als niderbræche ein walt* Wolfd. D IX, 96; Virg. 146.

---

[1]) Ulr. Lanz. 4505: *sô hôrte man der schilte stôz, als ez wære ein duner grôz.*

[2]) Ganz ähnlich Herb. 9046: *sie sluogen als tûsent smide ûf einen anebôz;* Wilh. 77, 12: *ieweder künic ûf in sluoc sô die smide ûf den anebôz.*

Dieser gewaltige Kampflärm hat dann auch ausserordentliche Wirkungen: die Erde bebt Thidr. 433; Laur. Kaspar 106; Roseng. Kaspar 245; Lied v. h. Seyfr. 109; ebend. 133 scheint der Drachenstein einfallen zu wollen. Die Berge schwanken gar so, als ob sie lebten: *thaz thie berge uberal erklungen und erbibeten sam sie alle lebeten* (Rol. 6680 ff.).[1]) Gelegentlich werden auch von dem mächtigen Schalle die Leute taub: Alph. 239; Ortn. 474; Roseng. D 518, oder man kann vor Kampflärm überhaupt weiter nichts hören: Dietr. Fl. 9370; Roseng. A 355. Virg. 60 werden die Vögel durch den Kampflärm gestört, sie vergessen zu singen und fliegen höher auf die Bäume. Rol. 3535 fallen sie gar tot zur Erde, ebenso Virg. W 467, wo ausserdem die übrigen Tiere durch den Lärm *sinnelosz* werden.

§ 12. Feuer und Nebel.

Bei dem kräftigen Dreinschlagen der Helden sprühen Funken umher, und Feuer flammt aus ihren Waffen. Auch hier halten die höfischen Epen besser Mass.

Viuwerrôte vanken: Nib. A 185; *rôte vanken*: Nib. A 1990; ohne Epitheton: Bit. 3640. Rol. 1812; *ungefüege vunken* stieben in die Lüfte: Laur. K II, 1624; Thidr. 100; *gneister grôz*: Virg. 1044; wie Blitze sind die Funken: Walth. 187; *viures blicke* erscheinen auf den Waffen: Gudr. 1398; Wolfd. C III, 33; D IX, 128; *des viures schîn*: Gudr. 1588; Bit. 2966; *viuwerrôter schîn*: Bit. 3660; der Schild *erliuhtet*: Bit. 10833; man sah die Helme *schînen*: Bit. 12004 f. u. s. w. Feuer loht (*louget*), leuchtet (*brehet, schînet*), fliegt (*springet*) oder stiebt (*drœjet*) u. s. w. aus den Waffen: Nib. A 431. 1552. 1980. 2215; Gudr. 1423; Bit. 10825. 10828; Wolfd. D X, 70; Dietr. Fl. 6584. 9184 f.; Virg. 98; Laur. D 2567; Rab. 690. 754. 790. 853; Rol. 656; *liehtez viur*: Wolfd. D V, 211; *rôtez viur*: Klage A 775 f.; Bit.

[1]) Wolfram sagt Wilh. 37, 3 von Terramers Schaaren: *wir hœren von sîm poynder sagen, es möhten starke velse wagen, darzuo die würze unt der walt.*

10966; *heizez viur rôt*: Bit. 651; *wildez viur*: Alph. 239. 450; Rab. 412. 604. 659 (*âne zal*). 698. 953; Etz. Hofh. 168; Lied v. h. Seyfr. 79; *starkez wildez viur*: Rab. 823; *wilden viures glast*: Wolfd. D X, 69; *wildez viur* wie ein Karfunkel leuchtend: Sig. Dr. 36; *des viures wint*: Gudr. 499; Bit. 12694 f.; Roseng. D 297; *viurheizer wint*: Gudr. 644; *viurrôter wint*: Nib. A 1999. 2212; Bit. 12064: *sam ez wæte der wint*: Nib. A 430. 433; Bit. 10933 f.; Rab. 605 (*sam ez der luft dâ wæte*: Bit. 12966); Alles wird *loucvar*: Dietr. Fl. 10384; das Feuer *erglaste*: Dietr. Fl. 8780. 9419; Rab. 406. 433. 446. 610. 743. 823; *vlouc vreislich*: Dietr. Fl. 8814; das Feuer brennt: Alph. 128; Rol. 4420. 4724. 5953; *daz viuwer rehte erglaste ûz ir helmen, daz ez bran*: Rab. 433; *sam ez brünne*: Rab. 697. 844. 857; oder gar: *daz viuwer ûz den helmen bran rehte alsam ein glosendiu gluot* Dietr. Fl. 8870 ff.; *viur sam diu rostbrende*: Gudr. 514; *sam von brenden grôz*: Nib. A 185.

Greller wird das Bild, wenn das Feuer hoch durch die Bäume aufflammt: *daz viur in durch die helme sluoc und drâte ûf durch die este* Ecke 186; oder: *ûf durch der boume tolden* (218); oder die Flammen wirbeln durch dichtes Laub über die hohen Bäume: Virg. 405; *daz viur ze berge ûf drâte* Virg. 52. 95. Es schiesst hoch in die Luft: Virg. 165; Roseng. A 317; Rol. 5953; *si sluogen daz die fiurînen flammen stubent ûf dem velde* Or. 2776 ff. Wie eine Feuersbrunst erscheint es Virg. 182; Dietr. Fl. 8780 ff. gar, als wenn Berg und Thal, alles in Flammen stünde, oder Virg. 1044 als wenn der Wald brennte; wirklich brennen die Bäume: Virg. W 468: *daz sich die este enzunden, daz man den walt verblîchen sach* Ecke 106 (vgl. Sig. Dr. 68. 79); *ein raste langer tan* (Dietr. Fl. 3442 ff.) geht in Flammen auf, Gras und Klee verkohlen vor Hitze: Alph. 239, oder die Felsen werden heiss: Virg. 166.[1]) Das Feuer entbrennt *als ein schoub wære enzundet* Wolfd. D VIII, 98. Es sprüht aus Schwertern und Helmen wie aus der Esse

[1]) Rol. 5948 meint man, das Himmelsfeuer sei herabgekommen und die Vernichtung der Welt da.

eines Schmiedes, vom Blasebalg angefacht: Dietr. Fl. 8820; Rab. 748; Roseng. D 514 (Dietr. Fl. und Rab. zeigen auch hier eine bemerkenswerte Stilgleichheit). Die Halsberge glühen (Rab. 674), ebenso die Helme (Dietr. Fl. 8873); weich vor Hitze sind die Halsberge: Dietr. Fl. 9504 f.; der Schild beginnt vor der Hand des Helden zu dampfen (*riechen*) und zu brennen: Wolfd. D V, 86; gar zu brennen scheint der ganze Held: Bit. 9238 f. (doch vgl. S. 28); der Stahl brennt wie Holz: Rol. 4646 f.

Ein mehr dem höfischen Anschauungskreise genähertes Bild ist es, dass Gudr. 882 die Helme unter den Schwertschlägen scheinen *sam ein abentrôt.*

Wenn die Helden bei Nacht kämpfen, so ist es durch das Feuer der Hiebe tageshell: *daz viuwer von den helmen bran (von starken slegen daz geschach) daz man dâ von alsô gesach sam ob ez wære umb mitten tac* (Dietr. Fl. 3350 ff.); selbst der Sonnenglanz wird verdunkelt vom Feuerschein des Kampfes: Thidr. 214; Bit. 12234 f.; besonders Ecke 103: *von ir beider helme glast den risen des bedûhte, daz alte lieht wær in ein gast und in ein niuwez lûhte. dâ versunnen sie sich an: sô sî ie mêre hiuwen, so ez ie vaster bran.* Auch um Licht zu schaffen, oder um die Güte des Schwertes zu prüfen, schlagen die Helden in den Fels, und Tageshelle verbreitet sich ringsum: Thidr. 99. 418 f.; Kong Diderik og Löven G. 15 (Grundtvig I, S. 139); es brennt in der Höhle, dem Loche: Wolfd. B 701; D VIII, 127. 132. 135; rote Farbe scheint aus dem Stein: Virg. 414.

Wo so viel Feuer ist, steigt natürlich auch starker Qualm und Rauch empor. Dieser, *fiurîn nebel, tunst, dampf,* wird öfter erwähnt: Dietr. Fl. 3431. 6741; Wolfd. D VI, 236. VIII, 90; Virg. 54. 182. 748. Von diesem Dunst wird die Sonne trübe und verliert ihren Glanz: *dô truobte der sunnen schîn der nebel von der helden hant* (Bit. 10422 f.); die Vögel werden durch den Dampf gestört und fliegen höher hinauf, wo er sie nicht erreichen kann (Virg. 66). Die Menschen sind *nâch von dampfe tôt* (Virg. 1053). Ortnit dagegen ist (Wolfd. B 458—64) im Kampfe so schwarz

geworden wie ein Mohr, weil seine Feinde, Zwerge, Riesen und wilde Männer, Schwefel, Pech und Harz um ihn angezündet haben. Darüber wird dann (464) ein Scherz gemacht, indem man seine Frau fragt, ob sie wohl einen Mohren lieben möchte. Es ist dies eine groteske Übertreibung des auch im höfischen Epos nicht seltenen Begriffes *harnaschvar*.

§ 13. Schweiss und Staub.

Bei der starken Anspannung aller Kräfte im Kampfe rinnt, fliesst (*schræjet*) den Helden der Schweiss (*der blanke sweiz*) durch die Ringe und *wât*, über die Rüstung, ihren Rossen dringt er durch die *covertiure*: z. B. Nib. A 1819; Alph. 273; Wolfd. B 652. 675. 694. 704; C III, 33; D IV, 37. VIII, 87. 92. 96; Sig. Dr. 68. 71. 81. 146; Virg. 171. 412; Rab. 414. 676; Roseng. A 284. 353. 363; D 298. 399; Rol. 396. 2057 u. ö. Schon dieser Zug ist nicht nur in unseren Augen unschön; auch das höfische Epos, dem freilich ebenso an der eleganten Leichtigkeit wie an der Kraftentfaltung seiner siegenden Ritter gelegen ist, geht mit schweisstriefenden Helden sparsamer um. Die späteren volksmässigen Epen arbeiten aber mit dem Schweiss der Recken noch kräftiger: *sie begunden von herten streichen in dem sweize baden* (Roseng. D 183) ist ein wohl noch als Hyperbel empfundenes Bild, das heute ganz geläufig und abgegriffen ist.[1]) Wolfd. Heldenb. S. 467, 31 kann man den Schweiss gar mit Händen schöpfen: *das der schweis von jm ran. man mecht in auff dem schilde mit henden geschöpffet han*, und wie der durstige Held seine dorrende Zunge wohl mit Blut letzt, so erfrischt sich Wolfdietrich, indem er den eigenen Schweiss trinkt (B 694). Ein Pferd schwitzt (Virg. W 498) so stark, dass es ganz mit weissem Schaume bedeckt ist und man meinen sollte, es sei von oben bis unten beschneit.

Von den schwitzenden Recken steigt starker Dampf

[1]) vgl. Walth. 999: *manarunt cunctis sudoris flumina membris.*

auf: heisser Dunst Rab. 674, oder Nebel Dietr. Fl. 3432 f. Mit stärkerer Übertreibung: *der tunst ûz ir lîbe rouch gelîche in dem gebœre, sam ob ein walt wære gezündet an mit viuwer* (Dietr. Fl. 6548 ff.), oder: *der tunst ûz ir lîbe rouch in aller der gebœre, sam ûf dem wale wære tûsent kolgruobe erzündet an* (Dietr. Fl. 8866 ff.). 8925 ff. ist der Dampf so dicht, dass niemand den anderen sehen kann, und Rab. 778 scheinen die Kämpfer gar in Flammen zu stehen: *der tunst von ir lîben rouch in allem dem gebœre, sam ob ieslîcher angezündet wære.*[1]) Gudr. 364 dampfen die Helden *als ein begozzen brant*, ebenso Bit. 12686 f., wozu Martin (Anm. zu Gudr. 364) die hübsche Parallele stellt: *als ob ein kalc dâ wære enbrant, alsô was ob im rouches vil* (Troj. Kr. 35932).

Ähnlich wie der Dampf des im Streit entwickelten Feuers und des vergossenen Schweisses (vgl. § 12) wirkt endlich auch das gewaltige Aufwirbeln des Staubes, den der Kampf oder die Bewegung der Heeresmassen verursacht: *daz velt begunde stouben, sam ob al daz lant mit louge wære enbrunnen* (Nib. A 552), oder: *diu molte ûf der strâze enstübe sam ez brünne* (Nib. A 1276). *nebelvar* ist die Luft von Staub: Bit. 10350; oder es heisst (Gudr. 1669): *der stoup wart sam diu naht.*[2])

Anhang: Der Perserkönig schickte den Griechen bekanntlich die Botschaft, die Menge der Pfeile werde so gross sein, dass man die Sonne nicht werde sehen können. Im mhd. Epos wird diese Verdunkelung nicht besonders betont. Das typische Bild für die Dichtigkeit der Geschosse (Pfeile oder *lassteine*) ist der Schneesturm, das dicke Schneegestöber: *dô sach man ûf den recken sam snêwes*

---

[1]) Auch hier wieder fällt die Gleichheit des Stiles in Rab. und Dietr. Fl. auf, besonders auch die gleiche Einführung des Bildes: *in allem dem gebœre.*

[2]) Vgl. Il. III, 10 ff. IV, 2750 ff., wo der Staub ebenfalls mit dem Nebel und der dunkelen Nacht verglichen wird.

vlocken swinde geschiezen dâ mit phîlen (Gudr. 503)[1]), oder noch ausgeführter: *nâch winden von den alben sach man nie snê gân sô dicke sô dâ dræten die schüzze von den henden* (861); ähnl. Bit. 1595. 10194 f.; Walth. 188 f.; auf Wate und die Seinen prasselt aus der Luft ein Schauer nieder (Gudr. 1455), und die Helden lassen ihre Schwerter so dicht sausen: *die winde wæten verren sô dicke nie den snê* (Gudr. 1417). Dankwarts Schild wird von der Menge der hineingeschossenen Gere so schwer, dass er ihn fahren lassen muss (Nib. A 1881), oder die Schilde sind so von Pfeilen gespickt, dass die Helden sie kaum zu tragen vermögen (Ernst 3660). Bit. 1634 f. sind so viel Pfeile verschossen, dass man sie *vuodermæze* hätte auflesen können.[2])

§ 14. Wirkung der Hiebe.

Unter der Wucht der Hiebe geben die stärksten Helme nach, gehen die Schilde in Stücke, die Panzer und Kettenhemden werden durchschlagen, die Ringe fallen gelöst ins Gras, die Schwerter selbst zerspringen im hitzigen Kampfe oder sie schlagen gewaltige Wunden. Hierin liegt an sich nichts Auffallendes: das ist ja Zweck und Absicht des Kampfes. Aber das groteske Übermass bezeichnet wieder das unbefangene Volksepos, während es dem höfischen Epos und dem mehr höfisch gefärbten Volksepos gänzlich fehlt; die Thidr. stellt sich wieder zu den krassen Effekten des späteren mhd. Volksepos.

Wir stehen hier bei einem der Punkte, gegen die Wolfram seine Satire richtet: Willeh. 384, 25 citiert er,

[1]) Vgl. Martin, Anm. zu Gudr. 503, und Jänicke, Anm. zu Bit. 10193, wo noch Parallelen aus Wigalois und Konr. Troj. Krieg angeführt werden. Vgl. auch Il. XII, 156: *νιφάδες δ'ὥς πῖπτον ἔραζε, ἅς τ'ἄνεμος ζαὴς, νέφεα σκιόεντα δονήσας, ταρφείας κατέχευεν ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ* und ähnl. XII, 278—289.

[2]) Bei Herb. 4329—35 fallen die Pfeile und Steine so dicht, dass man schon getroffen wird, ehe man mit der Augenbraue aus dem Schiffe blickt. Achilles' Schild ist so von Pfeilen gespickt, dass man keine Nadel mehr darauf stecken kann (6772 ff.).

dass Wittich durchschlug *alsîzehen tûsent als einen swamp helme.* Aus dem Anfange des Jahrhunderts allerdings, aus der Zeit, in der Wolfram diese Verse schrieb, haben wir nichts Vergleichbares erhalten; die höfische Kunst hat diese Volksdichtung damals für unsere Augen gänzlich verdeckt. Aber von der Mitte des Jahrhunderts ab, wo die zwingende Macht der Mode nachlässt, treten auch diese Hyperbeln, denen die festesten Waffen zu Schwamm und Bast werden, alsbald neu zu Tage. Vor der Heldenkraft verwandeln sich Stahl und Eisen in Stoffe des schwächsten Widerstandes.

Die Schwerter dringen durch Waffen oder Leiber wie durch *swam*: Wolfd. B 501; D VI, 161; Sig. Dr. 42; Ecke Kaspar 94; Rol. 4469. 6194; — *bast*: Roseng. D 539; *fûlez bast*: Ortn. 206 (Kaspar 108); Roseng. D² 60 (S. 211); — *vûlez strô*: Roseng. D² 60 (S. 211); — *dürrez strô*: Dietr. Fl. 9482[1]); — *snê*: Rab. 997; — *blî*: Wolfd. 491; Rol. 4304; — *weicher leim*: Wolfd. D VI, 161; — *blœdez glas*: Ecke 133; — *sumercleider*: Rab. 413; *tuoch* oder *cleider*: Rab. 1001; Thidr. 210. 388; *thurh then stâl wuot sam er wære lintîn*: Rol. 4144 f.[2]) Ja, fast komisch anmutende Bilder malen die Wucht des Stosses: *er spielt im in dem lîbe daz herze glîche enzwei, rehte alsô ein biderman ein wol gebrâten ei* (Wolfd. D VI, 176; vgl. Heldenb. S. 391, 21); *wir zebrâchin in alse ein hôn* Roth. 4914; *die stang er im zerschriet recht als ein weiches beine, das bratet bey der gliet* Wolfd. Heldenb. S. 284, 35. Oder das Schwert zerspringt *als ein aphel* in drei Stücke: Wolfd. A 604.

In denselben Kreis wie diese grotesken Vergleiche gehören ungeheuerliche Verwundungen, von denen wieder besonders die Thidr. und die späteren Volksepen zu erzählen wissen. Dass einzelne Glieder mit einem

---

[1]) Iw. 5380 reisst der Löwe die Ringe ab *sam sie wæren von strô*; ebend. 6727 weicht Helm und Eisen den Streichen der Riesen *als ez von strô wære geworht.*

[2]) In noch grösserer Steigerung heisst es bei Herb. 6365 f.: *dâ vûr daz sper durch den man als er hette niht an.*

Streiche glatt vom Körper getrennt werden, hat noch nichts Hyperbolisches und findet sich deshalb auch in den höfischeren Epen nicht selten. So wird der Kopf vom Rumpfe gehauen: z. B. Nib. A 1502. 1864. 1898. 1899. 1936. 2306. 2313; Gudr. 230. 1446. 1523. 1528; Alph. 375; Bit. 1503. 9276; Dietr. Fl. 9839 u. s. w.; Hand oder Arm: Nib. A 1900; Thidr. 312. 413. 431 (beide); Sig. 24; Rol. 6306. 6326; Walth. 1045 u. s. w.; Bein: Wolfd. B 501; D IV, 27; Walth. 1364 [1]); *âne houbt und âne hant* sind die Toten: Dietr. Fl. 9479; Rab. 762. 830, die auch hier wieder schlagend zusammenstimmen.[2]) Ganz in die Sphäre des Grotesken jedoch gehört es, wenn die Helden ihren Gegner, sei es Recke, Riese oder Wurm, mitten durchhauen, so dass sein Körper nach zwei Seiten auseinanderfällt, was namentlich im Norden, zumal in der Thidr. oft vorkommt: 3. 5. 17. 68. 149. 150. 364. 400. 401. 413; Sigurþarkv. en skamma 23 — und ausserdem öfters in den dänischen Heldenliedern. Jedoch fehlt der Zug auch dem deutschen Epos der späteren Zeit nicht. Wolfdietrich spaltet den alten Drasian (B 452) von der Achsel bis zum Gürtel; ähnlich fährt das Schwert Rab. 455 durch Achselbein und Leib nieder und zerschneidet Leber und Herz; Wolfdietrich (D VIII, 314) schlägt gar einen Wurm mitten durch in zwei Stücke, Rab. 665 werden etliche Kämpfer über dem Gürtel abgehauen, Rol. 5002 unternimmt Schwert Durandart *eine egeslîche thurhvart von theme helme unz an thiu erthe.* Ähnlich gewaltige Hiebe sausen nieder: Wolfd. Heldenb. S. 269, 32; Rol. 5291; Roth. 4275.[3]) Auch das Ross wird noch obendrein von demselben Streiche getroffen oder getötet: Thidr. 12. 70. 86; Rol. 4056. 4063. 6383.

---

[1]) Hand und Fuss (rechter Fuss und linke Hand) ist ein beliebter Zoll und Lösung für Vergehen: Wolfd. D. VII, 37; Laur. A 73 f.; Roseng. A 9 u. ö.

[2]) Ecke Kaspar 290 wird einer Riesin eine Brust abgeschlagen, so dass Milch und Blut sich mischt.

[3]) Vgl. Herb. 6504 f.: *er sluoc in mit dem swerte alsô mit als ein vurch oben în unt niden durch.*

Wem fiele nicht Uhlands Nachahmung in der ‚Schwäbischen Kunde' ein?

> Haut durch bis auf den Sattelknopf,
> Haut auch den Sattel noch in Stücken
> Und tief noch in des Pferdes Rücken.
> Zur Rechten sieht man wie zur Linken
> Einen halben Türken heruntersinken.[1])

Das Spalten des Kopfes ist, ohne sonst zu fehlen, besonders beliebt in Rab. (405. 436 f. 660. 804. 953). In vier Teile wird ein Kopf gar gespalten Rol. 8559. Gelegentlich spritzt auch das Hirn aus dem Schädel, z. B.: Dietr. Fl. 9362; Laur. Kaspar 289; Rab. 631 (Hirn und Blut). 821; Walth. 1018 f. Die Augen springen heraus — eine Specialität des Rol. — 4369. 5355. 5569. Iring schlägt (Thidr. 387) Hagen ein Stück aus dem Schenkel, wie man in den Kessel zu hauen pflegt, und Heime (433) dem Riesen ein Stück von der Hüfte, so dass ein Pferd nicht mehr tragen könnte. Dass dies nicht nordische Eigentümlichkeit ist, dessen vergewissert uns die Thidr. selbst, indem sie ausdrücklich berichtet, dass deutsche Lieder — *segia thydhersk kvæðhi* — von jenem gewaltigen Hiebe berichten; und wirklich findet sich allerlei Analoges[2]): Witig schlägt (Roseng. D 328) dem Riesen eine Achsel ab, die zwei Mann (Var. vier) nicht zu tragen vermögen (Heldenb. S. 193, 15 gar: nicht einmal ein Ross); Sig. Dr. 43 wird ein Stück abgehauen, so dass ein Wolf daran genug zu fressen hat. Ebenda 111 braucht Sigenot zum Verbinden seiner Wunden *ein schübel* pfundschwer, oder man kann (173) eine Hand in dieselben legen, oder es bekommt gar (Virg. Kaspar 49) ein Wurm eine Wunde zwischen seinen Augen: *man het ym wol ein halben schrot von holtz*

[1]) Wenn Wieland (Thidr. 64) beim Brotschneiden auch noch den Tisch durchschneidet, so soll das die wunderbare Schärfe des Messers, nicht Wielands Stärke veranschaulichen.

[2]) Wolfd. Kaspar 244 schlägt Wolfdietrich mit zwei Schlägen so viel Gestein vom Fels, dass man vier Fuder damit beladen könnte; Laur. D 856 wird *ellentief* in den Fels geschlagen.

geleget drein. Helferich von Lune sind (Ecke 56) von Dietrich Wunden geschlagen, so dass Ecke meint, das könne nicht Menschenhand, sondern nur der wilde Donnerschlag gethan haben. Eine Wunde (Virg. W 273) ist ellenlang und spannenbreit, und Schiltrin prahlt (Virg. 623): *wir houwen in die wunden tief, ez möht der tiuvel durch die hellen sehen.* Auch sonst wird wohl das Innere sichtbar, Lunge und Leber: Wolfd. D IV, 77; die Eingeweide: Wolfd. D VII, 46 (ebenso Walth. 911).

Charakteristisch wie später die Blutfreude (vgl. § 15) ist wieder das Verhalten der Helden zu ihren Wunden. Ein Rest ältesten Reckentums ist es, wenn sie standhaft, für unser Gefühl zu standhaft, die grässlichsten Verwundungen ertragen, ja noch über dieselben scherzen und spotten. Aufs bitterste und doch eigentlich gut gelaunt verhöhnen sich die Helden gegenseitig am Schlusse des Walth. (1425 ff.): Hagen meint, Walther, der die rechte Hand eingebüsst, werde künftig genug zu thun haben, Hirsche zu jagen, um sich Handschuhe zu machen, die, mit Werg gefüllt, ihm seine Rechte ersetzen sollen, und werde sein Weib verkehrt umarmen müssen. Hagen dagegen muss immer schielen und Mehlbrei essen, da ihm ein Auge und Zähne fehlen. Ähnlich machen Hildebrant und Dietrich (Sig. Dr. 194. 195) allerlei Witze über ihre schweren Kämpfe, nachdem sie sie glücklich bestanden. Sie seien zu Thoren gemacht, da sie um die Ohren geschlagen wurden: *Mein Bart erlauset er mir bass als ob ich wer ein Diebe.* Ebenfalls schwelgen in derartigen Scherzen die Helden Bit. 12450 ff. nach dem grossen Kampfe, und zwar geht es besonders über Hunolt und Rumolt her, die in ihrer Doppelthätigkeit erwünschten Anlass dazu gaben. Ins Grausige aber outriert sich die Empfindungslosigkeit und Willensstärke nordischer Recken. Hagen meint (Thidr. 391), als er beinahe verbrannt ist, er sei fast wie ein Fisch gebraten,[1]) oder in der Atlakv. 24 lacht er, als man das

[1]) Man denkt der trübselig-grotesken Anekdote aus E. Th. A. Hoffmanns letzten Tagen, der, am Rückenmark leidend, mit einer

Herz ihm ausschneidet, denn Klagen kennt er nicht. Als dem Aldrian (Thidr. 423) eine glühende Kohle auf den Fuss fällt, merkt er das nicht einmal. Es macht der deutschen Kunst Ehre, dass sie diese Nervenstumpfheit ihren Helden nicht zumutet.

§ 15. Blut.

Bei solch gewaltigen Streichen fliesst auch das Blut nicht anders als in Strömen. Wenn die Helden, ihre Rüstung und Waffen nach dem Kampfe *bluotvar* heissen, oder *bluotes, von bluote naz, von bluote berunnen,* so liegt darin nichts Ungewöhnliches. Eher schon mag bemerkt werden, wenn das Gefilde (*anger, velt, wal*) ganz vom Blute gerötet (gefärbt, *gestrouwet*) oder nass ist: Bit. 3668 f. 11040 f.; Dietr. Fl. 3498. 3543. 6513. 9655; Rab. 669. 750. 753. 777; Wolfd. C III, 23; D IV, 79. VII, 59; Roseng. A 13. 256. 277 (*bekleidet mit bluot*). 354; Rol. 8205; *diu liehte heide* Wolfd. D V, 204; Rab. 818; *diu strâze* Wolfd. D VIII, 53; *estrich* Wolfd. D VI, 167; *man sach daz bluot in tal unde in lîten* Rab. 816; Blumen, Gras und grüner Klee werden rot gefärbt: Nib. A 939; Alph. 293; Wolfd. D X, 80; Rab. 701; Rol. 8590; *der klê* Ecke 132. 134; Roseng. A 220; Blumen und Gras und Klee und alles Land, alles in einer roten Farbe: Dietr. Fl. 8855 ff.; *daz ê was grüen, dô wart ez rôt* Dietr. Fl. 6518. Gudr. 650 sind auch die Mauern ganz blutig. Und dabei bleibt es nicht; Rab. 701 sah man *bluomen unde gras mit bluote allez enouwe gân.* Den Berg hinab fliesst es Ecke 136, oder (Virg. Kaspar 70) einen Acker lang; Nib. A 2015 strömt es aus den Löchern des Saales, ebenso Klage A 819 f. Die See wird ganz blutrot (Gudr. 500), mehr als einen Speerschuss weit (869),[1])

damals beliebten Radikalkur — Brennen im Kreuze — behandelt wurde und einen ihn besuchenden Freund in bitterstem Scherze fragte, ob es nicht schön nach Braten rieche.

[1]) Beow. 849. 1425 ff. wird von Grendels Blut das Meer ebenfalls blutigrot gefärbt; bei Herb. 11837 ist das Meer mehr denn eine Meile breit nichts als Blut; vgl. Reuss a. a. O. S. 79.

und Rol. 8590 fliesst der Fluss rot dahin. Die Sonne wird durch den blutigen Schein trübe (Bit. 11331 ff.) und Sterck Diderich oc Holger Danske B, b 23 (Grundtvig I S. 235) scheint sie blutigrot durch den Blutrauch.

Übertreibende Bilder für die Menge des Blutes sind nicht selten; Rab. 624 sind Ross und Reiter so blutig, dass es aus einer Wunde, sollte man glauben, nicht kommen könnte, sondern aus 1000. Wie ein Regen ergiesst es sich aus den Wunden: Gudr. 532; Klage A 358; Wolfd. D IX, 128; Heldenb. S. 545, 34. Vom blutigen Regen niedergeschlagen scheinen die Helden Bit. 11046 f.: *wan si der bluotige regen vaste nider hete getân;* oder der Boden ist vom Blutregen (Ecke 126) so glitschig geworden, dass *sî vuoren slîfende ûfme grase, alsô ûf einem hœlen glase.* Wie ein heissfliessender, blutfarber Bach strömt es dahin: Nib. A 204. 2221. 2225; Gudr. 1424; Bit. 12242; Klage A 235. 303 f.; Dietr. Fl. 9664; Virg. 168. 299; Laur. D 2684; Roseng. A 202; Helgakv. Hund. II, 41 u. ö. Das Typische dieses Bildes wird besonders deutlich illustriert, wenn der Begriff ‚Blut' fortgelassen wird und trotzdem die Bedeutung gleich klar ist, z. B. Virg. 205. 893; W 312.[1]) Greller noch ist (Dietr. Fl. 9278 f.) das Bild eines vom Regen angeschwollenen Baches: *man sach die güsse enouwe gân sam von regen tuot ein bach*; Sterck Diderich oc Holger Danske B, b 22 (Grundtvig I, S. 234), rinnt das Blut wie ein Strom durch Berg und Thal. Natürlich steht es dann auch nach einem Kampfe hoch auf der Erde, so dass die Verwundeten und Toten in das Blut fallen und daraus aufgehoben werden müssen: Nib. A 1908. 1983. 2219. 2236. 2237 u. ö. Es fliesst in allen Ackerfurchen: Bit. 10766 f.; füllt Feld und Graben: Rol. 4149; und jene Furchen laufen sogar über: Dietr. Fl. 8852—57. Wie ein See, blutig-rot und spannentief, ist die Stätte des Kampfes anzusehen: Laur. D 2676 f.

---

[1]) Das Volksb. v. geh. Siegfr. S. 73 lässt grotesk das Blut *hauffenweise* fliessen.

Die Toten sind ganz von Blut bedeckt (Rol. 5040), so dass *die tôten nieman sach* (Dietr. Fl. 3546 f. 9280); oder sie schwimmen gar fort: *thie tôten hine runnen, wie jâmerlîche sie swummen* (Rol. 4337 f., ähnl. 5972 f.). Will doch Wolfhart (Rab. 747) ein derartiges Blutbad anrichten, dass man *mit züllen* auf dem Blutmeere fahren könnte.[1]) Gelegentlich ertrinken die Kämpfer dann gar im Blute, doch nur in späterer Zeit und im Rol.; z. B. Nib. Piar. 2275; Roseng. Kaspar 212; Laur. Kaspar 244 (ein Zwerg); Rol. 5973 (*erstikket unt ertrunken*).

Besonders durch das Waten im Blute bis an die Kniee, die Sporen u. s. w. wird grotesk der Blutreichtum veranschaulicht. Nib. A 2231 springt Wolfhart durch das Blut, dass es ihm über den Kopf springt. Bis über die Sporen müssen die Helden im Blute waten: Bit. 11440 f.; Wolfd. A 341; C III, 36; Heldenb. S. 339, 29 ff.; Dietr. Fl. 9099; Rab. 745; Laur. A 1557 f.; Salm. 758; bis an die Kniee: Dietr. Fl. 6592; Laur. D 2682 (Dr. 2641 nur bis zum halben Knie); Rol. 4151; Nib. Piar. 2354. Bis zur Hüfte reicht es doch nur Ortn. Kaspar 163.[2])

Mit gewaltiger Wucht springt das Blut aus den Wunden hervor. Es schiesst zur Erde nieder: Alph. 271; Nib. A 2233; Ecke 132; Wolfd. D V, 153. VIII, 246. 307, oder springt Alph. 286 Ellen und Sig. Dr. 117 gar Klafter weit heraus. Virg. Kaspar 111 *patzschet* es laut, ein groteskvulgärer Ausdruck. Dietr. Fl. 8835 spritzt es wie vom Winde getrieben, oder Virg. 903 schiesst es dahin wie *ein kiel* (wohl wie ein schnell fahrendes Schiff), oder Dietr. Fl. 8884 f. braust es so heftig hervor, dass es ein Mühlrad treiben kann: *daz bluot niht wæher drûz ran, ez moht getriben hân ein rat.*[3])

[1]) Vgl. Herb. 13652: *daz er in dem blûte stant als in einem brunnen*, oder 6464: *si ranten in dem blûte als in eime phûle*; Ulr. v. Zatzikh. 1966: *daz bluot dâ nider schôz, als ez ein brunne wære.*

[2]) Ganz ähnl. Herb. 8856, wo dem Rosse das Blut *unz an die buge* geht (Reuss a. a. O. S. 79).

[3]) Vgl. Reinbots Georg 4115: *diu manslaht wart alsô grôz, daz dâvon bluotes vlôz, ez hete ein mülerat getriben*; vgl. Vetters Anm. — Herb. 5452. 9928 pfeift es durch die Wunde.

Bezeichnend für diese brutale, grausige Freude am Blute ist es endlich, wenn Hagen und Wolfhart den dürstenden Genossen raten, Blut zu trinken (Nib. A 2051 ff.; Dietr. Fl. 6568; Grimilds Haevn B, b 31 [Grundtvig I S. 55]), oder sich im Blute zu waschen (Dietr. Fl. 6574). Sonst stehen derartige Ausdrücke meist ironisch von dem sterbenden oder dem Untergang geweihten Kämpfer (gern im Munde des Siegers): im Blute baden: Wolfd. D X, 66; IX, 136 ac.; Ecke 121; Laur. D 2540; Sig. Dr. 81; Roseng. Heldenb. S. 638, 21[1]); mit Blut tränken; Ernst 3297; salben: Rab. 828.

§ 16. Heereszahlen und Kampfresultate.

Heeresmassen von fast moderner Grösse, die in grellem Kontrast zu den reellen Erfahrungen der Zeit stehen, treten sich in den Epen volksmässigen Stils gegenüber. Der Kampf der Einzelnen, so gewaltig und kräftig er immer war, genügte dem superlativen Empfinden dieses Geschmackes nicht; Wirkungen grosser Massen mussten helfend eintreten, wo hyperbolische Einzelausführung als nicht imposant genug empfunden wurde. Daher erklärt sich denn auch eine sichtbare Vorliebe für grosse Heereszahlen; in den Tausenden bewegen sich dieselben immer, z. B. 5000 (Salm. 35); 6000 (Salm. 37); 9000 (Rol. 2635) u. s. w. Bemerkenswerter sind die übertreibenden grösseren Zahlen, die ich hier zusammenstelle. 10 000: Gudr. 1120; Bit. 5201. 5672; Salm. 375; — 12 000: Dietr. Fl. 9564 ff.; Rab. 491. 541; Salm. 751; Rol. 2625. 3578. 3818; — 14 000: Dietr. Fl. 9331; Roseng. D 14; Rol. 2621; — 15 000: Rab. 498; Ortn. 49 (wo A 50000; W 5000); Rol. 2605. 2611. 2615. 2643; — 16 000: Dietr. Fl. 9433; Rab. 67. 542; Or. 1837; — 18 000: Rab. 540; Rol. 3597; — 20 000: Nib. A 168; Gudr. 1100. 1369; Ortn. 43; Wolfd. D IX, 93; Dietr. Fl. 6293; Rab. 538. 550; Rol. 2990. 3246. 7794. 7808. 7815. 7832. 7837; Roth. 3448; — 26 000: Rab. 495. 544; — 30 000: Nib. A 474 (wo C 77,7 den

[1]) ‚Im Blut schwimmen' sagt Herb. 5476.

Vorwurf der Lüge, den man etwa über die Höhe der Zahl machen könnte, noch besonders zurückweist); Gudr. 1545. 1615; Bit. 5304; Ortn. 225; Wolfd. A 328; Dietr. Fl. 9584; Rol. 2608. 3628. 8037. 8041; Or. 2940; Roth. 3622; — 32000: Rol. 3754; — 35000: Salm. 70; — 36000: Rab. 546; — 40000: Nib. A 169; Bit. 4919; Rab. 492. 545; Wolfd. D X, 44: Salm. 62; — 50000: Bit. 5848; Rab. 548. 552; Rol. 6340; — 60000: Gudr. 1101; Roseng. A 81. 130; Rol. 6550; — 70000: Gudr. 1104; — 72000: Osw. 1452; — 80000: Gudr. 670. 1264; Bit. 317; Dietr. Fl. 2970; Wolfd. D X, 55; Roth. 4743; — 100000: Rab. 39; Wolfd. D V, 123; Rol. 7859. 7871. 8404: Roth. 2600; — 200000: Dietr. Fl. 7849; Wolfd. D X, 44 ac. — Dietrichs Flucht, besonders aber Rabenschlacht und Rolandslied sind vor allem reich an solchen hohen Zahlen; so beträgt, wenn man die einzelnen Summen zusammenrechnet (Rab. 538–552), Dietrichs Heer 288000 Mann, eine auch für heutige Verhältnisse noch stattliche Anzahl.[1])

Unbestimmter heisst es Thidr. 382, dass so viele Kämpfer da waren, dass die Erschlagenen kaum zur Erde fallen konnten.[2])

Dieselbe Vorliebe für übertreibende Zahlen erfüllt ihren Zweck besonders wirksam in dem beliebten Missverhältnisse zweier Parteien, die sich gegenüberstehen. Dadurch, dass die an Zahl geringere dann siegt, tritt sie ausserdem um so glänzender hervor, und es fällt ein noch viel helleres Licht der Heldenhaftigkeit auf sie. So kämpft Siegfried (Nib. A 168 ff.) mit 1000 Nibelungen

[1]) Über die grossen Heereszahlen des Rol. vgl. W. Grimm, Ruolantes liet CXI f., der nachweist, wie der Pfaffe Konrad alle Vorgänger überbietet: kommt doch ein Heidenheer von 554000 Mann zu Stande. In der Ilias (II, 488) wird, um die Menge anzudeuten, gesagt: *πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω οὐδ' εἴ μοι δέκα μὲν γλῶσσαι δέκα δὲ στόματ' εἶεν, φωνὴ δ' ἄρρηκτος, χάλκεον δέ μοι ἦτορ ἐνείη.*

[2]) Vgl. auch Herb. 14829 f.: *dô mohte die erde durchbrechen von der swêrde.*

gegen 40000 Sachsen und überwindet sie. Hildebrant kämpft (Alph. 353) allein gegen 6000 Feinde und mit vier Genossen besiegt er sie (357 ff.). Mit 40 Genossen bewältigt Wolfdietrich ein Heidenheer von 100000 Mann, tötet 18000 und jagt die anderen meist ins Meer (Wolfd. D V, 112. 137). Ebenso wird er (D IX, 93) mit 22 Genossen über 20000 Feinde Herr. Laur. D 2629 ff. greifen 3000 Zwerge zwei Helden an, und Rol. 6720 ff. kämpfen alle Heiden lange vergeblich gegen Roland und Turpin. Dietr. Fl. 6269 f. ist das Missverhältnis der Heere so gross, dass immer 30 auf einen kommen (ebenso Bit. 9614); und auch sonst kämpft öfters ein Held gegen viele Gegner: Wolfd. A 508 ff. gegen 50; Wolfd. D V, 84 gegen 70; Alph. 144 ff. gegen 80; Wolfd. D VII, 202 gegen 300; Wolfd. D VII, 5 gegen 500. Nib. A 1705 sind 60 Hunnen nicht genug gegen Hagen und Volker zu streiten, und selbst 400 haben noch Furcht davor (A 1707).

Eng hiermit verwandt ist es, wenn ein Held viele Gegner erschlägt. Thidr. 244 tötet Walther elf seiner Gegner und verwundet den zwölften, Hagen, schwer, ähnlich im Waltharius 10 Feinde, während hier Hagen und Gunther mit schweren Verwundungen davonkommen.

Ein Held erschlägt 12 Riesen: Nib. A 95; Wolfd. D IV, 32; 12 Feinde: Klage A 687; Wolfdietrich erlegt (Wolfd. A 512) 24 Räuber, woraus Kaspar (141) gar 40 macht, D VII, 20 tötet er 20 Feinde und D V, 92 wirft er 40 ins Wasser, ebenso Wate 30 Pilger (Gudr. 135). Wir sind hier wieder bei einem Punkte angelangt, der Wolframs Spott herausforderte. Und es werden von einem Helden noch mehr Gegner getötet. 30: Nib. A 190; Klage A 904; — 50: Wolfd. B 632. 762; — 60: Wolfd. D VII, 203; — 72: Alph. 184; — 80: Dietr. Fl. 8377; — 100: Nib. A 2240; Wolfd. D X, 48; — 200: Wolfd. B 296; D VII, 6; — 400: Rol. 5993; — 500: Wolfd. D VI, 189; — 700: Nib. A 95; — 1000: Alph. 444; — 2000: Rol. 772. — Alph. 35—58 erschlagen fünf Helden 6000 Mann, und Wolfd. D V, 137 41 deren 18000. Hildebrant tötet

(Virg. 271) mehr als 100 Lindwürmer und (Virg. 900) Wolfhart deren 24. Wolfd. D VIII, 285 beisst der Löwe, Wolfdietrichs helfender Begleiter, mehr als 100 Feinde seines Herrn, und 287 gar deren 200 tot.

Auf einen Schlag fallen (Virg. W 438) drei Heiden, was in den dänischen Heldenliedern oft vorkommt; ich führe nur eine charakteristische Stelle an: *Det var Vidrik Verlandsen, og hand hugg i saa fast: og fem og ni og tösser ti hug hand af hverende kast* (Ulv van Jern F 14, Grundtvig I, S. 153). Laur. Kaspar 209 erschlägt Dietleib mit einem Streiche immer acht Zwerge.[1])

Die Ergebnisse der gewaltigen Kämpfe sind überhaupt entsprechend schrecklich. Meist wird gekämpft, bis kein Gegner mehr am Leben ist, oder doch wenige traurige Reste sich zur Flucht wenden. Die Zahlen der Gefallenen erreichen eine ganz abenteuerliche Höhe, eine Höhe, die sich vor modernen Schlachten mit schnellfeuernden Geschützen und Repetiergewehren nicht zu verstecken braucht. Ich führe hier wieder die Zahlen an. Es fallen: 1000: Wolfd. D V, 161; — 2000: Wolfd. Heldenb. S. 587,9 f.; Thidr. 308; — 3000: Bit. 3767; Klage A 167; — 4000: Ortn. 470; — 5000: Or. 3694. 3701; — 6000: Rol. 4285 (*in eineme blikke mêr denne ses tûsent man*); — 7000: Nib. A 1950; — 9000: Dietr. Fl. 6650. 7336; Ortn. 344; — 14000: Dietr. Fl. 6666; — 18000: Or. 3695. 3703; — 19000: Dietr. Fl. 9765 ff.; — 20000: Dietr. Fl. 9260; — 26000: Dietr. Fl. 3540 f.; — 40000: Klage A 118 f. (C 255 nur 30000); — 56000: Dietr. Fl. 7278 ff.; — 80000: Wolfd. C III, 38. Dietrichs Flucht zeigt eine besonders entschiedene Vorliebe für hohe Zahlen der Gefallenen.[2])

[1]) Herb., der wie immer den volksmässigen Stil noch zu überbieten sucht, lässt mit einem Stiche drei durchstechen (8845), oder es heisst (8848) in ganz lächerlicher Steigerung: *alsô snite ein scharsas zwenzic hâr mit eime snite, alsô tet sîn swert dâ er mite under der ritterschaft streit, zwenzic mit eime slage sneit.*

[2]) *âne zal* sind die Gefallenen öfters, z. B.: Dietr. Fl. 6598, 3470; Rab. 600. 601; Salm. 759. Unglaublich oder nicht auszu-

Oft sind alle Kämpfer gefallen oder doch grosse Heere bis auf geringe Überbleibsel dahingeschwunden. Erwähnt doch der Prologus der Thidr. dies als besonderes Charakteristikum der Sagen, die, wenn die besten gefallen seien, berichteten, alle seien tot (Thidr. S. 2). Die Schlacht auf dem Wülpensande war so blutig, dass die Hegelinger vorläufig nicht an neuen Kampf denken können; Wate meint vielmehr (942), sie müssten warten, bis die Kinder *swertmœzic* seien. Nib. A 1871 ff. bleibt keiner der 9000 Knechte am Leben, 1945 ebenso keiner der im Saale anwesenden Hunnen; 2161 sind Rüdeger und alle seine Mannen gefallen, ebenso findet sich Hildebrant (2255) ganz allein von allen Mannen Dietrichs noch lebend, und am Schlusse des Nibelungenliedes sind gar alle die stolzen Helden tot, nur Etzel, Dietrich und Hildebrant sind geblieben; gerade diese grässliche Thatsache veranlasste denn auch ein besonderes Gedicht, die Klage. Unglaublich scheint diese Kunde dem Bischof von Passau und er muss sich erst zwingen, an ihr nicht mehr zu zweifeln (Klage A 1666 f.). Ortn. 479 sind dem Ortnit nach der Schlacht mit dem Heidenkönig nur 1000 Mann geblieben einschliesslich der Verwundeten. Wolfd. A 357 sind alle Mannen Wolfdietrichs nach der gewaltigen Schlacht mit dessen ungetreuen Brüdern tot, nur Berchtung mit zehn seiner Söhne ist übrig (ebd. B 289). B 821 ficht Wolfdietrich drei Tage, bis der Räuber, seine Frau und dessen sämtliche Zwerge gefallen sind. Wolfd. D V, 218 muss der Heidenkönig Mercian fliehen mit 15 seiner Mannen, dem Reste von 100000 Kriegern. Dietr. Fl. 9263 f. sind von Gunthers ganzem Heere nur 32 übrig und 9800 f. von Ermrichs Streitern nur 200, nachdem ihm schon vorher ein grosses Heer von 30000 Mann bis auf den letzten Mann getötet war (9044). Rab. 845 bleiben von Heimes 18000 Kriegern

sprechen ist die Zahl: Klage A 1665 f.; Dietr. Fl. 3466; Rab. 784. Bit. 1095 ff. fürchtet Hildebrant, dass, wenn Gernot das Schwert Nagelrinc bekäme, es so viel der Toten werden würden, dass man sie kaum begraben könne.

nur zwölf am Leben; die Wernhers (861) fallen sämtlich, ebenso Ermrichs (1003) Mannen. Rol. 4850 f. werden alle Heiden erschlagen; 7061 f. 7070 f. gehen sie alle durch Ertrinken zu Grunde.

Vollständig wird aber das Bild der Kampfresultate erst durch die beliebten hyperbolischen Vergleiche und Ausmalungen. Die Kämpfer fallen so dicht wie Schneeflocken: Wolfd. C III, 34; D IX, 136; Ernst 1579; Dietr. Fl. 9414 ff.: *und wart iu dehein snê bekant, als er von den alben gât, noch dicker vielen an der stat die liute tôt darnidere*; Rol. 5172 ff. schwinden sie dahin, wie der Schnee vor der Sonne. Wolfdietrich fällt (Wolfd. D V, 216) so viel Feinde, wie der Wind Blätter von den Bäumen reisst. Thidr. 352 fallen die Wilkinenmannen, wie wenn ein Kornfeld gemäht wird; die Heiden sinken wie das Gras vor der Sense: Wolfd. D V, 132. X, 88; Heldenb. S. 339, 21 f.[1]) Rab. 598 werden die Gegner niedergeritten, *rehte alsam ein strô*, und 852 fallen sie wie *ein hopfe.*[2])

Der ganze Kampfplatz ist denn auch von Toten bedeckt, z. B. Gudr. 1470; Rab. 600. Haufenweise liegen die Toten auf dem Schlachtfelde, so dass es schier unglaublich zu sagen ist (Dietr. Fl. 3466 ff.)[3]); *wol eine tiutsche raste ez mit tôten vollez lac* (Dietr. Fl. 9726 f.), oder auf eines Bogenschusses Weite (Virg. 218), oder das Gefilde macht den Eindruck eines umgehauenen Waldes: *daz ge-*

---

[1]) Vgl. Il. XI, 67 ff.: *οἳ δ'ὥς τ'ἀμητῆρες ἐναντίοι ἀλλήλοισιν ὄγμον ἐλαύνωσιν ἀνδρὸς μάκαρος κατ' ἄρουραν πυρῶν ἢ κριθέων· τὰ δὲ δράγματα τάρφεα πίπτει· ὣς Τρῶες καὶ Ἀχαιοὶ ἐπ' ἀλλήλοισιν θορόντες δῄουν, οὐδ' ἔτεροι μνώοντ' ὀλοοῖο φόβοιο.* vgl. XIX, 221 ff. — Walth. 1274 heisst das Schwert ebenfalls ‚Sense'.

[2]) Die Ausdrücke für Sterben und Töten sind meist euphemistisch-ironischer Art und ziemlich reichhaltig. Als grob vulgäre, daher sehr seltene Ausdrücke nur in späterer Zeit führe ich an: *der ritter ûzerwelde im den kragen abesneit* (Wolfd. D V, 95); *swaz sie ir mohten erlangen, den mâzen siez durch den kragen* (Wolfd. C III, 37); *er muss uns lassen seinen palk* (Virg. W. 444).

[3]) Herb. 6133 sind der Toten so viel, dass *ein wer* eine Meile weit mit Toten belegt werden kann.

vilde allez vollez lac sam ob ein raste langer hac wær dâ nidere gevalt (Dietr. Fl. 8911 ff.); Ecke 15 heisst es gar mit dem Bilde des Windbruchs: *als man ronen*[1]) *rêret und als der wint die baume tuot in birge und an den lîten,* allerdings mehr die Kraft malend. Thidr. 388 liegt ein Mann über dem anderen, so dass die weiter Kämpfenden nicht auf die Erde treten, sondern auf die Bäuche der Gefallenen; *thaz fuoz niemen nemahte gebieten ane thie baren erthe* (Rol. 6955 ff.). Hoch aufgetürmt werden die Toten (Thidr. 136; Rol. 4146); bis zu Dietleibs Sattel reicht der Leichenhaufe (354), oder der ganze Burggraben von Kunstenopel ist von Toten erfüllt (Wolfd. D IX, 102). Rol. 5920 f. heisst es gar: *ein gevelle hiew er umbe sih, thaz er selbe kûme ûz gebrah,* und Klage A 790 f. ist der Palas *gemûret von den verchwunden.* Ortnit schlägt (Ortn. 458) so viel Heiden, *daz man trucken übergie* (über den Fluss). Das Heldenb. berichtet dasselbe (107), jedoch vorsichtig, die groteske Übertreibung von sich abwälzend, entgegen seinen sonstigen Stilgewohnheiten: *das buch das sagt uns hie, er schlug so vil der doten, das man trucken ubergie* (also wörtliches Citat aus der älteren Fassung, nur mit Veränderung von *heiden* in *doten* aus Gründen des Cäsurreims). Ebenso Grimilds Haevn C 34 (Grundtvig I, 50): *Saa slog hand de Kemper, hand giorde der aff en Bro: oc den vaar baade bred oc lang, hand giorde dem stor wro.* Wolfdietrich will (D V, 112) mit 40 Genossen so viele Feinde erschlagen, dass *man möhte mit den tôten einen kiel nâch mir laden.* Wie getötetes Vieh liegen die Helden da: Klage A 1035 f. (*daz erbizzen hânt die lewen*); Ernst 5580; Rol. 5421. (Mehr im verächtlichen Sinne fallen die Heiden wie Hunde Rol. 5187. 8309.) *Sam die steine* liegen die Leute auf dem Schlachtfelde: Klage A 816 f.

Bei so viel Leichen und so viel Blut ist es denn beinahe Wahrheit, dass das Gefilde dadurch gedüngt wird. Dieser groteske Ausdruck: *daz gevilde tungen,* findet

[1]) *als ein ron* liegt manch Toter da: Virg. 110.

sich besonders in Dietr. Fl. und Rab. Dietr. Fl. 3416. 6600. 8328. 8908. 8961. 9094. 9368. 9726 (*dô was ebene und tal allez vol über al getungel mit tôten vaste*). 9824; Rab. 517. 528. 601. 611. 830. 855. Ausserdem Gudr. 675. 1415; Wolfd. A 344. B 915. D IX, 132. X, 73 ac. Rab. 612 heisst es mit ähnlichem Ausdruck: *daz velt sie mit den tôten vaste bauten.*[1])

§ 17. Unhöfische Kampfart.

Nicht immer hält der Kampf in den Volksepen die Formen der höfischen Regel und des ritterlichen Anstandes inne, er artet gelegentlich bis zu einer Rauferei aus, wo die Faust und was gerade zur Hand ist, den Ausschlag geben muss, ohne dass doch mit diesen Scenen immer eine komische Absicht verknüpft wäre.

Mit Faustschlägen sind die Recken schnell bei der Hand: Rüdeger erschlägt einen Hunnen mit der Faust (Nib. A 2079), Wolfhart zwei Feinde (Bit. 8910 f.). Sinnlos zu Boden stürzen die Helden, von Faustschlägen getroffen: Thidr. 90. 288; Roseng. A 253. 343; Or. 2618 ff.; der alte Berther versetzt einem feigen Ratgeber einen Faustschlag, dass ihm das Blut aus dem Halse schoss, und er drei Nächte dalag, ohne hören und sprechen zu können (Roth. 568 ff.). Auch sonst werden Faustschläge und Ohrfeigen (*mûlslac, drüzzelslac, ôrenslac*) mit mehr oder minder drastischer Wirkung ausgeteilt: Thidr. 207. 379; Ortn. 285; Roseng. D 124. 183 (bei der Rauferei mit dem Fergen); Salm. 331. 363. 365. 369; Osw. 3297—3300.[2])

Ganz wie beim Raufen ergreifen sie ihren Gegner auch wohl beim Haar. Gudr. 135 wirft Hagen 30 Pilger an den Haaren ins Wasser; Thidr. 165 reisst Siegfried

[1]) Es sei schliesslich erwähnt, dass nur im Ecke, Sig. und Virg., drei Epen, die Zupitza einem Verfasser zuschreibt, ein Kampf so schrecklich genannt wird, dass kein zaghafter Mann ihn ansehen kann (Ecke 107; Sig. Dr. 68; Virg. 54). Vgl. Il. XIII, 343 f.: *μάλα κεν θρασοκάρδιος εἴη ὅς τότε γηθήσειε ἰδὼν πόνον οὐδ' ἀκάχοιτο.*

[2]) Über Frauen von ähnlicher Schlagfertigkeit vgl. Cap. IV.

seinen Mitgesellen in der Schmiede, Eckhard, an den Haaren hinter sich zu Mimer. Ebenda 280 reisst Ermenrich seinen Sohn Samson am Haar vom Pferde. Ilsan zieht seine Mitbrüder im Kloster immer an den Haaren hin und her (Roseng. D 116); Wolfdietrich zerrt (Wolfd. D IV, 94 ac) einen Heiden an den Haaren vor sich nieder; Oswalt (3301 f.) schleppt einen der Knechte, die den Pilger schmähen wollen, am Haar durch die Stube. Salm. 313 f. rauft Morolf die elf Wächter, *daz sie ûf dem houbte wurden kal.* Am Barte fasst man gern Gegner, denen man sich sehr überlegen dünkt, z. B. Zwerge: Nib. A 466; Sig. 33. Den Riesen scheinen Menschen solche minderwertigen Gegner: so packt Sigenot den Hildebrant am Bart und trägt ihn so fort (Sig. 20. [21. 43]). Thidr. 400 droht Amelung dem Hildebrant damit, und Virg. 738 erwischt Dietleib den Riesen Bömrian am Bart und reisst ihm den aus und *drüzzel* und *nasebant* dazu.[1])

Thidr. 126 ergreift Thetleif einen Küchenjungen bei den Füssen und schlägt damit zwei andere tot. Ähnlich gedenkt Wielands Sohn Witig (Laur. A 305 f.) den Zwerg bei den Beinen zu fassen und um die Wand zu schlagen, was Siegfried (Lied v. h. Seyfr. 57) wirklich ausführt.

Sonst sind auch wohl, wie noch heute bei einer ordentlichen Rauferei, Stühle und Bänke und was sonst zur Hand ist, die Lieblingswaffen. Nib. A 1868 werden in dem Kampfe, in dem die 9000 Knechte der Nibelungenrecken erschlagen werden, *biulen* mit *schameln lanc* und *swæren stüelen* geschlagen; ebenso Wolfd. D IV, 83: *mit stüelen und mit benken.* Laur. Kaspar 213 wirft Dietleib einen Tisch auf die Zwerge und bringt so viele zu Tode. Als er zornig wird, schlägt Wolfdietrich dem Zwerge, seinem Wirte, einen Becher an den Kopf. Thidr. 244 bekämpft Walther den Hagen mit einem Schweinsrücken.

---

[1]) Vom Aufhängen an den Bärten sprach ich oben S. 36. Wolfd. Heldenb. S. 222. 23 werden die Widerspänstigen in den Rauch gehängt, *als man thuot dem knoblauche.*

Auch sonst kommen vereinzelt absonderliche Waffen vor: der Schwertknauf (Laur. A 447); ein Stein (Laur. D 2240); eine Thür, unter der eine Menge Zwerge erdrückt werden (Laur. Kaspar 234); der *schiltvezzel*, mit dem ein Diener um die Ohren geschlagen wird (Osw. 3296); eine Feuerzange (Thidr. 165).[1]) Laur. Kaspar 220 reisst Wolfhart eine Säule um und tötet so viele Zwerge; sonst werden sie wohl mit Füssen totgetreten (Laur. Kaspar 206). Erwähnt mag noch werden, dass Virg. 174 Dietrich einem Wurme den Schild in den Mund stösst.

Anhang. Hier anschliessend mögen einige unhöfische Formen des Umgangs ihre Stelle finden. Das Wecken aus dem Schlafe durch einen Fusstritt, das ich bei den Riesen noch besonders werde hervorheben müssen, findet sich Thidr. 195. 367 auch von Helden erwähnt.[2]) Wolfd. B 362 stösst Ortnit den Wolfdietrich zu demselben Zwecke auf die Brust, worüber dieser sich beschwert; er kennzeichnet ein solches Benehmen als *unhovelîch*. Mit den Füssen sprengen die Recken Thüren (Ortn. 326; Roseng. D 503. 631; Thidr. 126) oder öffnen sie sonst auf gewaltsame Weise (Thidr. 168); Virg. W 21 zerbricht die Pforte vor dem gewaltigen Stoss in kleine Stücke.

Das unhöfische Wesen offenbart sich natürlich auch sonst noch in vielen Beziehungen: in den gewaltigen Ausbrüchen der Leidenschaft, den ungebändigten Kraftäusserungen, dem Verhältnis zu Frauen u. a.[3]) Hier mögen nur noch folgende vereinzelte Züge erwähnt werden: Als Dietrich zuerst mit Ilsan in das Lager kommt, scheint die Mär so unglaublich, dass die, welche ihre Schuhe nicht gleich finden können, barfuss vor die Pforte laufen, um die Ankommenden zu sehen (Roseng. D 120 f.). Wolfd.

---

[1]) Über den Kampf mit Baumstämmen, der gelegentlich von den Riesen auf die Recken übertragen wurde, vgl. S. 35.

[2]) Ortn. 436 versucht der Zwerg Ortnit mit Faustschlägen aufzuwecken.

[3]) Vgl. die betreffenden Abschnitte.

D VIII, 193 erzählt ein alter Ritter, der die Zucht seiner Jugend vergessen hat, Wolfdietrich habe ihn *mit ougen* angeschielt. Gleich darauf aber erschrickt er heftig, dass er so die höfische Sitte verletzt und vor der Kaiserin das Wort *schilhen* gebraucht habe. Da er aber gute Botschaft gebracht, wird ihm lachend verziehen und er noch obendrein belohnt. — Gudr. 382 findet Frute Horants lieblichen Gesang *ungevüege* und meint, er solle das Singen lieber lassen. — Bit. 8276 ff. sind die Hunnen gänzlich unbekannt mit der ritterlichen Sitte des Turniers und bitten sich darüber Belehrung aus.[1])

Interessant ist es, dass man sich schon um 1200 eigentlich ganz dasselbe Bild von einem Leben, dem alle die gewöhnlichen Bedingungen des Daseins fehlen, machte, wie es die Robinsonromane später reicher ausgestalteten. Das ist an sich keineswegs volkstümlich, vielmehr erst die Frucht verfeinerter Bildung, und nur im Kontrast zu ihr möglich. Erst in der Ausführung pflegt sich eine solche Geschichte volksmässigem Geschmack zu nähern. Eine wirkliche Robinsonade haben wir Gudr. 97 bis 113, wo Hagens und der drei Königstöchter Leben auf der einsamen Insel geschildert wird. Von den Tieren lernt Hagen schnelle Sprünge zu machen, wie ein wilder Panther erklimmt er die Felsen. Er selber erzieht sich, denn er ist ja selbst der einzige seiner Verwandten, der dies thun kann. Fische kann er nicht essen, obwohl viele da sind, denn (99, 4): *sîn kuchen diu rouch selten, des mohte in alle tage dâ verdriezen.*[2]) Er hat nämlich überhaupt keine Küche und kein Feuer. Schliesslich schlägt er sich dies aus dem Felsen, aber nun ist wieder kein Koch da (104, 4): *jâ tet ez ander nieman, si muostenz selbe bî der glüete brâten.* Ordentliche Kleider haben die Mädchen und Hagen

[1]) Von dem Zwerge Bibunc (vgl. Cap. III) wird Virg. W 353—359 berichtet, dass er in voller Bewaffnung sich zu Tisch setzt, worüber alle Anwesenden herzlich lachen.

[2]) Vgl. Martins Anm. zu diesem Verse, der auf die Entlehnung aus Parz. 485, 7 hinweist.

auf ihrer weltfernen Insel auch nicht mehr, nur aus Bast können sie sich selbst welche flechten, in *mies* müssen sie sich hüllen; aber schämen müssen sie sich doch voreinander. Die Schiffer, die sich schliesslich dem Gestade nähern, erstaunen über die seltsam aussehenden Wesen und halten sie furchtsam für Meerungeheuer, *wildiu merkint.*

§ 18. Art der Kriegführung.

Während im höfischen Epos der Kampf der Massen, überhaupt eine regelrechte Kriegführung bei dem Fehlen alles Realismus nur eine geringe Rolle spielt — machen doch die meisten Kämpfe den Eindruck eines gefährlichen Sports —, so wird im Volksepos wirklich Krieg geführt und zwar in der Art, die wir auch für die Wirklichkeit voraussetzen dürfen, mit möglichster Schädigung des Gegners und Verwüstung seines Landes durch Raub und Brand.

Gudr. 676 raucht das Land aller Orten, und das ist das Gewöhnliche: Gudr. 584; Bit. 4915. 6666 f.; Thidr. 25. 45; Wolfd. A 332; D IX, 116; Dietr. Fl. 2856 f. 2928. 2948 (*den mort unt die vreise, den Ermrich tet in dem lande mit roube und ouch mit brande*). 3855. 4097 ff. (*daz lant si an zunden, si nâmen swaz si vunden. rouch vlouc über lant, der starke roup unde brant der rouch über Berne*); Rab. 3. 78. 335; Virg. 664; Ernst 1678; Rol. 202 (Kschr. 7010) u. ö. Thidr. 35 wird eine Kriegführung ohne Rauben und Brennen ausdrücklich betont.

Auch bei eigentlich friedlichen Zügen scheint man meist rücksichtslos den Lebensbedarf genommen zu haben, wo man ihn kriegen konnte, wenigstens wird einige Male als besonderes Lob das Gegenteil erwähnt. So Wolfd. B 252: *Dô kouft man ûf der strâze swes ie daz herze gert, man tet dâ nieman schaden eines phenninges wert*; oder ausführlicher Roseng. A 165/6: *Dô riten gein dem Rîne die sehzec tûsent man, sie sâhen manegen bûren neben in ze acker gân. dirre herren site was guot und wol geriht: keime armen manne*

nâmen sie des sînen niht. Die vürsten und die herren dô hêten rehten muot: swâ sie hinreisten, dâ zerten sie ir eigen guot. Alles dies wird, im Gegensatz zu der höfischen Verachtung der Bauern, von Dietrich, der als ihr Freund gilt, erzählt (vgl. Jiriczek, H. S. I, 184. 205).

Im Einzelnen kommt es bei der Schlacht darauf an, die kompakten Massen der Abteilungen zu durchbrechen. Daher bemühen sich die Helden denn, wie der technische Ausdruck lautet, lange und weite Gassen durch die Heere zu schlagen: Bit. 3579 f. 3586 f. 3626 f. 10372 (*wir machen eine durchvart, daz in gedünnet ir schar*); Thidr. 331; Rab. 677 (wo sie 34 mal durch das Heer brechen); Wolfd. D V, 214. VI, 186 (dreimal); Rol. 6230; Laur. D 2636 f. (*drîstunt oder mêre*); Ernst 2974. 3616 f. 3640 u. ö. Wenn sie dann nach dem Durchbruch umkehren und von hinten wiederum eine Strasse durch die feindlichen Scharen sich bahnen, so nennt man das typisch *widerkêr*; z. B. Nib. A 205. 2229; Dietr. Fl. 8347; Laur. D 2638 ff. u. ö.

Gelegentlich wird auch erwähnt, dass die gefallenen Feinde den Vögeln zum Frasse überlassen werden. Dietr. Fl. 9891 f.: *die Ermrîchen hôrten an, die wurden den vogelen dâ verlân*; oder 8459 ff.: *dâ sulen vogele unde tier büezen irs hungers gir mit âse und mit bluote.* Ebenso (6438 ff.) sollen sich Geier und Raben am Blute laben; Bit. 3779 ff. und Gudr. 911 wird besonders erwähnt, dass die Toten den Wölfen und Raben entzogen werden.

§ 19. Standesironie.

Besonders bei Helden, die eigentlich einen anderen Beruf haben, werden, in oft grausiger Ironie, ihre sonstigen Beschäftigungen auf den Kampf, den sie gerade kämpfen, übertragen. Solche bildliche Redeweise, die ich Standesironie nennen möchte, ist uns im allgemeinen fremd, sie wird aber sofort deutlich durch die Anführung der bekannten Uhlandschen Verse,[1]) die wohl in Anlehnung an die mhd. Epik entstanden:

[1]) Graf Eberhard der Rauschebart: Döffinger Schlacht.

Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so blutig rot gefärbt.

Diese bittere Art zu scherzen ist schon in alter Epik typisch und auch in den mehr höfisch gefärbten Volksepen in voller Ausdehnung geblieben.

Die verschiedensten Stände werden dazu benutzt: Mönche waren durch ihren friedlichen Beruf zum Kontrast besonders geeignet, vor allen natürlich Ilsan und seine Genossen, oder auch der alte, Mönch gewordene Wolfdietrich. Sein Schwert ist sein Predigerstab: Roseng. D 105. 106. 434 f. 437. 455. 456. 461; *er ist in disem strîte ein übel predigær* Wolfd. D X, 89. Mit dem Schwerte schreibt oder liest er harte Buchstaben: Wolfd. D X, 29. 35 f. 89; Wolfd. D X, 81 sind die Schwerter ihre Griffel und ihre Tinte das Blut. Wenn Ilsan kämpft, so hört er die Beichte der Gegner: Roseng. D 106. 434. 454. Teilt er Schwertschläge aus, so ist das die Busse, die er auferlegt: Roseng. D 454. 106. Der Segen, den Wolfdietrich austeilt, macht die Gesegneten *ungesunt*: Wolfd. D X, 90. Diese Ausdrücke werden dann auch auf andere, nicht Geistliche, übertragen, z. B. Alph. 221: *wie lange ûf dirre heide sol ich ze bîhte stân?* Gudr. 436: *du hâst mir dîne bîhte âne nôt getân*; oder jüng. Hildebrl. 14: *nu sag mir her dein peichte, dein priester wil ich wesen.* Ortn. 327 f. weist der wilde Yljas von Riuzen die Heiden, die sich bekehren wollen, ironisch ab, indem er sagt, er wolle sie mit seinem *besemrîse*, seinem Schwerte, zur Busse schlagen: *gerne, sprach der Riuze, und gelt mir mîne man. mit disem besemrîse wil ich iu zeslahen den ban. Ich wil iu buoze setzen, der ir enbrechet niht. man sol iuch alsô schouwen, als man si ligen siht. swenn ich mit disem rîse slah hiute einen slac, der muoz die buoze vasten unz an den jungisten tac.*[1])

Das Nibelungenlied vor allem bietet Beispiele für Benutzung eines anderen Berufes zu demselben Zwecke;

[1]) Salm. d (Vogt S. 196): *wir hant sy gedoifft in irem bluot, wir hant sy gefirmet das es ir keime we duot, wir hant sy gemartelt und zuo heiligen gemacht.*

Volker bleibt auch als Streiter dem Dichter der Spielmann. Diese Bilder häufen sich bei Erzählung der letzten Kämpfe. A 1723 heisst es: *Volkêr der snelle zôh nâher ûf der banc einen videlbogen starken, michel unde lanc, gelîch eime swerte schärf unde breit*; so werden die späteren grimmigen Scherze, in denen das Schwert zum Fiedelbogen wird, in ziemlich ungeschickter Weise eingeführt. Nachher wird besonders von der Wirksamkeit dieses starken Fiedelbogens erzählt: 1759: *Sô slach ich eteslîchen sô swœren gîgenslac* etc.; 1903: *sîn videlboge im lûte an sîner hant erklanc. dô videlte ungefuoge Gunthers spilman.* Und noch ausführlicher 1939: *Sîn leiche lûtent übele, sîn züge sint rôt: jâ vellent sîne dœne manegen helt tôt.* Ausserdem noch in mancherlei Modelungen: 1913. 1941. 1943. 1944. 2207; Roseng. A 279. 283; D 461; Heldenb. S. 666, 11, immer von Volker, dessen blutiges Fiedeln noch im nordischen Liede lebt: Grimilds Haevn C. 33: *Ha, ha, Folquard Spillemand, hure rörer du din Faedelbue* (Grundtv. I, S. 50). Es handelt sich offenbar um einen alten echten Zug tragischer Ironie.[1])

Ähnlich, aber mit freierer Komik und eben darum mit viel harmloserem Effekt, wird der Beruf des Küchenmeisters Rumold und des Schenken Hunolt benutzt. Sehr hübsche Beispiele hierfür bietet uns der Bit. Zuerst macht Wolfhart seine Scherze über des Küchenmeisters Kämpfen. Er hat nämlich einen grauen Helmrand, und Wolfhart bemerkt dazu 10614 ff.: *dort ist einem ûf den rant zimment als der kraphen streut.* Rumolds Schwert bezeichnet er als Gabel: *ein krouwel obene daran stât den einez in der hant hât nâch menschlîchem bilde*; 12014 ff.: *ez muose im übele gezemen dem Hûnolt schancte dâ den wîn und dem zer anrihte sîn Rûmolt gap die brâten.* Ähnlich beklagt sich dann in dem Gespräch nach der Schlacht (12690 ff.) Witig über die ungeheueren Krapfen und Braten, die er

[1]) Vgl. auch Schaer, Die altdeutschen Fechter und Spielleute S. 109 ff.

von Rumold vorgesetzt bekommen, und Heime meint, er wolle lieber gar nicht trinken, als solchen Wein noch einmal annehmen, wie ihn Hunolt ihm geschenkt habe. Gelegentlich heisst es auch von anderen Helden, dass sie einen unangenehmen Trank, d. h. Schläge, ausschenken: Nib. A 1918: *hie schenket Hagene daz aller wirsiste tranc.* Die Stelle: *Wolfdietrîch den twallen in dem strîte schanct. zehant muoste er vallen, swen er dâ mite tranct. er muoste ouch ligen slâfen, daz er was schiere tôt. der tranc was sîn wâfen* (Wolfd. D IX, 137) [1]) giebt eine Nüance, insofern Wolfdietrich hier einen Schlaftrunk austeilt, wie er dann in ac als Bademeister erscheint, der den Gegnern das Bad heiss macht. Wenn das Kämpfen (Nib. A 1897) für Minnetrinken ausgegeben wird, so liegt das in derselben Richtung.

Die Jagd bietet ähnliche Bilder: besonders ergreifend beim Tode Siegfrieds. Die Burgundenrecken waren zur Jagd ausgezogen und haben nur zu gute Beute gemacht (A 943): *von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn. ein tier si dâ sluogen, daz weinden edeliu kint.* Und ganz ebenso die Thidr.: dort rühmen sich die Mörder (347) einen Wisend, das wildeste aller Tiere, erlegt zu haben, und diesen Wisend wollen sie Kriemhild bringen.[2]) Beiläufiger im Bit. 11878 f.: *ir iegelîch hete funden an dem gejeide sînen bern* (d. h. seinen Gegner).

Ecke Kaspar 274 endlich werden bei dem Kampfe mit drei Riesinnen weibliche Handarbeiten in derselben Weise benutzt: *mit stangen, swert auf helmes tach kunden sie wol dringen, und auch mit grossen swerten scharf. daz was ir spinnen zwâre, ir weffel und dar zu ir warf.*

§ 20. Ironie, Hohn und Schimpfworte.

Zwar jene der altepischen Dichtung eigentümliche Freude an gewaltigen Hohn- und Spottreden tritt im deutschen

[1]) Zu vergleichen ist Klage A 1306 ff.: *jâ mohtens immer dem tage fluochen, daz diu wirtschaft alsô maneges heldes kraft mit tôde hæt geletzet.*

[2]) Über Thidr. 254. 273, die Jagd, und 73, das Schmieden im erotischen Sinne, vgl. Cap. IV.

Volksepos nicht mehr so ungeschmälert zu Tage, wie z. B. in der Ilias und in der Edda. Aber allerlei Reste, ein gut Teil Ironie, Spott- und Schimpfworte sind doch geblieben. Diese Äusserungen der Recken stimmen völlig zu dem Bilde, das wir von ihnen entworfen haben; mag uns manches roh erscheinen, es ist doch stilgemäss.

Auch den höfischer gefärbten Epen ist die Ironie nicht fremd, ja sie findet sich gerade hier in einer blutigen Schärfe, für die die mehr heitere, märchenhafte Art der meisten späteren Volksepen nicht das rechte Verständnis hat: in ihnen erklingt die Ironie milder, aber häufiger.

Besonders nach dem Siege, wenn der Gegner gefallen ist, oder schon beim Niederhauen äussert sich die Freude des Siegers in grässlicher Ironie über das Schicksal des Besiegten. Von der eben behandelten Standesironie (§ 19) unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, dass der Stand eben nur der ironischen Absicht zu Liebe fingiert wird, wenn z. B. Wate Gerlint das Haupt abschlägt und dazu höhnt (Gudr. 1528): *ich bin kamerære: sus kan ich frouwen ziehen.* Hierher gehören die Bilder des Soldgebens, des Kaufens und Verkaufens. Als Amelolt den Gunther besiegt, spottet er (Roseng. A 309): *ich hân dem künege gegeben sînen solt*; ähnl. Dietr. Fl. 9376 ff. Den Sold im Kampfe austeilen wollen die Helden (Alph. 233. 346); sie kaufen ihren Lohn *mit dem verhe* (Gudr. 674); *einander si dô werten, daz si des koufes sît niht gerten mêre* (Gudr. 860). Ähnlich Ecke (Heldenb. S. 159, 5): *der Berner yn gar bald bezalt*, d. h. vergilt ihm, was er ihm gethan.[1]) Ähnlich die Ironie mit Zins und Steuer: *daz im der zins vil sûre wirt und im nimmer mê verswirt beide zins und ouch der solt den er uns hie habe geholt* (Ernst 5085); oder: *ich gibe im solhe stiure von mînem frîen lande, daz er den schaden und die schande nimmer wol verklagen mac* (Ernst 5106); *Men ville i io Skalten hende*

[1]) Diese Vergleiche mit Kaufen und Verkaufen sind auch im höfischen Epos gebräuchlich; vgl. Iw. 7190 und Beneckes Anm. dazu.

i skule den ilde behage (Sterk Diderik oc Holger Danske B, b 13, Grundtvig I, S. 234).

Als Dankwart (Nib. A 1864) dem Blödelin, dem jungen Bräutigam der Tochter Nudungs, das Haupt abgeschlagen hat, sagt er: *daz sî dîn morgengâbe, sprach Dancwart der degen, zuo Nuodunges briute, der du mit minne woldest phlegen.* Dann verspricht er noch jedem anderen, der sie heiraten will, dasselbe Hochzeitsgeschenk. Die Spielmannsepen bieten öfters ganz parallele Stellen, so Salm. 544: *Ich hân den brûtschatz im gegeben, einen hôhen galgen, daz er in den luften swebet.* Salm. 313 sagt Morolf: *daz solt du zuo botenbrôt haben*, nachdem er einem seiner Wächter den Kopf abgeschlagen.[1]) Ähnlich antworten die Hunnen, als Dankwart sich in höchster Not einen Boten wünscht, der Hagen mitteile, was geschehen: *der bote muostu sîn so wir dich tragen tôten für den bruoder dîn* (Nib. A 1879). Die Räuber, die schon in Gedanken Wolfdietrichs ganze Ausrüstung unter sich geteilt hatten, werden im Gegenteil alle von ihm getötet; da sagt er mit schneidender Schärfe: *nu sint ir alle ze glîchem teile komen* (Wolfd. D V, 26).[2]) Nachdem Morolf den alten Heiden erschlagen und in den Graben geworfen (184), sagt er zu ihm: *wer dich der mêre frâget, so ensolt dû nieman nutzit sagen*, wo die grausame Ironie in der Selbstverständlichkeit des Auftrags liegt.

Hier überall empfinden wir noch die poetische Kraft der Ironie. Dagegen ist es für unser Empfinden doch recht roh, wenn Roseng. D 329 f. Kriemhild den Witig bittet, den Riesen Asprian zu schonen, dieser aber thut als hörte er es nicht, und erst als er den Gegner getötet, sagt:

---

[1]) Aus derselben Sphäre, aber weniger schrecklich, da es sich nicht um den Tod handelt, ist Or. 2621 ff., wo Orendel einem Boten, der frech die Unterwerfung gefordert, einen gewaltigen Faustschlag giebt und sagt, das seien die Briefe, die er seinem Herrn bringen solle, was dieser buchstäblich ausführt, indem er denselben Faustschlag seinem Könige Durian versetzt (2670 ff.).

[2]) Volksb. v. geh. Siegfr. S. 87: *ich hab es dem Bösewicht wieder abgejagt und ihm so viel gegeben, dass er keines Geldes mehr bedarff.*

waz welt ir stolziu maget? welt ir den risen langen? er sî iu unversaget. Kriemhild aber kann ihn nun auch nicht mehr gebrauchen, sondern erwidert: *sît du in hâst erslagen, sô solt du in selbe hân.* Öfters in den Virginal, wenn ein Riese getötet ist (743. 762. 822): *sus kan ich risen minnen.* Alphart sagt, als er den Witig vom Pferde gestochen (Alph. 232): *ez ist ein anevanc.* Drohte Hagen (Nib. A 1966) ironisch, die Angreifer *ungesunde die stiegen ze tal ze senden*, so wird Wolfd. D VII, 46—48 aus einer ähnlichen Vorstellung ein ausgeführter ironischer Scherz gemacht. Wolfdietrich hat einem Riesen einen Streich versetzt, so dass die Eingeweide herausfallen und Lunge und Leber sichtbar wird. Er fragt ihn dann (47, 2 ff.): *degen vermezzen, wâ bistu oder wie? hâst iht ungesundes gezzen, des soltu mich bescheiden hie. Arzât von hôher kunste muostu einen hân, wiltu mit vernunste gesunt von hinnen gân.*

Zu den milderen Formen der Ironie leitet es über, wenn die Feinde wie Gäste, aber nicht mit einem Willkommen, sondern mit Schwertschlägen empfangen werden sollen; z. B. Gudr. 1375: *wir suln si vor der porten mit swertslegen wol emphâhen.* Oder Roseng. D 301: *aller êrste begunde Wolfhart sîn gar friuntlîche pflegen*; schärfer ebda. 172: *wir süln ime sô rehte vlêhen alsô man eim esel tuot, sô er niht wil secke tragen, mit eime knüttel guot.* Oder Roseng. D 512: *ich wil dich hiute grüezen mit dem swerte mîn* (ähnl. Rol. 6179), oder endlich einigermassen aus derselben Sphäre Rol. 6287 f.: *vone theme guoten Durendarte wil ich thih einen niuwen site lêren.*[1])

Von ironischen Wendungen sanfterer Färbung, die auch reichlich vorhanden sind, stelle ich hier nur die wichtigeren, besonders die mehr typischen, zusammen.

Das Gute, das die Feinde einem gethan haben, wünscht man auch ihnen: *got lâze in gelingen als sie umb uns gedienet hân* (Nib. A 975); *alsô du mir hâst gedienet, alsô wil*

[1]) Salm. d. 3105 f. (Vogt, Anm. zu Str. 575, S. 196): *wir sindt den heiden worden bekant, wir handt sie die kristenheit erkennen geleret.*

ich lônen dir mit mîme guoten swerte (Roseng. D 371); *sô müeste wesen Hagne nâch sîme dienste gewert* (Nib. A 924). Ironisch lehnt Hagen die Ehre ab, dass Kriemhild — die ihn in Wirklichkeit der Waffen berauben will — sie ihm tragen solle: das zieme sich nicht für eine Königin (Nib. A 1684; Thidr. 377). Ähnlich bedankt sich Wate bei den freundlichen Anstiftern seiner Werbungsfahrt (Gudr. 245): *got lône iu helden beiden, daz ir der mînen êren und mîner hovereise under wîlen muotet alsô sêre.* Als man Kriemhild vorspiegelt, Räuber hätten Siegfried erschlagen, sagt sie: *mir sint die schâchœre, sprach si, vil wol bekant* (Nib. A 987). Nachdem Gerlint in Watens Hand geraten, fragt er sie (Gudr. 1521): *sagt mir, vrou Gêrlint, wellet ir der weschen mêr gewinnen?*; ähnlich Dietrich (Laur. D 1111 f.): *wie nû, her junger man? wellent ir mir nu Laurin lân?*, als er Dietleib, Laurins Beschützer, zu Boden geschlagen, oder Wolfdietrich (D IV, 27): *trûtgeselle, henkens soltu mich erlân*, als er dem Riesen einen Schenkel vom Rumpfe getrennt. Die Kosebezeichnung *trûtgeselle* erhöht hier wesentlich die ironische Wirkung. Allein dadurch hergestellt wird sie in der Fassung C der Nib. (Zarncke S. 213, 1. 4): *daz het ir friunt Hagene und ouch Gunther getân*, während es in A heisst (1335, 4): *die nôt die het ir Hagne unde Gunther getân* (ebenso B 1395).

Wenn Behauptungen als sehr subjektiv hingestellt werden, so hat auch dies meist ironische Beziehung, so die häufigen Fälle mit *ich wœne* u. ä.; z. B. Wolfd. D VII, 199: *mich dunkt in mînem sinne, ir mügent verlorn hân.*

Hildebrant will ausdrücken, dass auch er heftige Kämpfe zu bestehen gehabt hat. Um dies recht nachdrücklich zu machen, sagt er genau das Gegenteil (Virg. 113): *dô zôch ich aber schâchzâbelspil, sprach Hildebrant, bî vrouwen und gie vor manegen schœnen tanz.*[1])

[1]) Vgl. noch Laur. D 711: *du bist ze vruo her komen* (Roseng. A 350); Virg. 22: *wir sîn êrst ûf die rehten strâzen komen*, d. h. nun fangen die eigentlichen Abenteuer erst an.

Jene längeren Hohnreden, die wir aus der Edda und der Ilias z. B. kennen, fehlen im mhd. Volksepos. Aber höhnische, aufreizende Worte sind doch nicht selten. Höhnend wird den Recken der Vorwurf der Feigheit gemacht, indem sie mit alten Weibern verglichen werden: *ir gebâret alten wîben vil gelîche* (Gudr. 1342) u. ähnl. ö. Als Wolfdietrich einen Augenblick sich dem Abschiede von seiner Mutter hingiebt, ruft Berchtung (Wolfd. A 327): *junchêrre, rûmt daz loch. waz tuot ir tâlanc drinne? sûgt ir iuwer muoter noch?*, und einigermassen ähnlich Ecke 220: *du kœm von dîner ammen ze strît gên mir ze vruo.* (Sich selbst ironisiert Dietrich Sig. Dr. 73: *Mich gedeucht in meynem muot ich der Rut entwachsen wære*, als nämlich der Riese ihn mit einem Baum schlägt; oder Ecke Kaspar 260: *du tüst mein gawmen sam ich ein schuller sey gewesen, mit deynen wilden gerten.*) Um Ortnit zu veranlassen, den Ring herzugeben, sagt Alberich zu ihm (Ortn. 137): *‚ouwê', sprach der kleine, ‚zwiu sol dir dîn grôzer lîp und ouch dîn mannes sterke und furchtest du ein wîp'*; oder drastischer (138, 1): *daz du sô sêre fürhtest eins wîbes gerten slac*; vgl. 139. 150. Als Dietrich gewaltig vor dem Eisenmann erschrickt, höhnt Hildebrant (Virg. 203): *er wænet dâ ze Berne sîn, mit kinden spilen der tocken und swaz sî habent in ir laden, daz er daz lâze durch sîn hant und in nâch trage ir prisevaden.* Virg. 338 wird Dietrich von den Riesen als *her Vrouwenzart* verlacht. Laur. A 336 spottet Witig: *nu törstet ir niht ein mûs erschrecken*, nämlich so schwach und feige seid ihr; Kaspar 88 macht aus der Maus gar eine Mücke und verwendet (Roseng. 325) dasselbe Motiv noch einmal.[1])

Manchmal wird der Hohn dadurch ausgedrückt, dass behauptet wird, die Recken seien nicht das, wofür sie sich ausgäben (Laur. A 332 ff.): *swer giht daz ir sît ein bider-*

---

[1]) Bit. 11116 f.: *ez gènt sam krebzen ûz dem bach mîn herre und alle sîne man.* Rol. 6085 ff.: *Ruolanten hât lîhte ein preme gepizzen, thâ er slief ane theme grase. other jaget âhte einen hasen.*

man, zewâre der muoz liegen dran. swer giht daz ir sît ein recke u. s. w.; oder (284): *waz fürsten müget ir gesîn?*; (D. 564 u. ö.). Alph. 34 sagt Dietrich zu Heime, an ihm verlöre er keinen Helden, sondern: *waz wœnstû daz ich vliese? ich vliuse an dir niht mêr wan ein schilt, ein ros und einen ungetriuwen man.* ‚Helden sehe ich hier feige sich dem Kampfe entziehen', meint Volker (Nib. A 1964), ‚die doch vorgeben, kühne Recken zu sein.' Iring hatte sich gerühmt, allein Hagen zu bestehen; als er nun aber zaudert, verhöhnt ihn Volker, er habe gelogen (Nib. A 1970). Den Hunnen, die zage Volker und Hagen nicht anzugreifen wagen, ruft Volker höhnisch zu (Nib. A 1784): *wes gêt ir sus gewâfent, snelle degene? welt ir schâchen rîten, Kriemhilde man? dar sult ir mich ze helfe und mînen hergesellen hân.* Wenn Hildebrant seinem Herrn, der ungehalten über die Herausforderung ist, rät, zu Hause zu bleiben und so sein Haupt ganz zu behalten, so gehört auch das hierher (Roseng. A 55): *sô belîbet, herre von Berne, sô haltet ir iuwer houbet ganz*; ähnlich jüng. Hildebrdsl. 6: *du soltest da heimen bliben und haben gut husgemach ob einer heissen glute.* Nib. A 2280 schmäht Hagen den Hildebrant, dass er geflohen: *ich wânt ûf mîne triuwe, ir kundet baz gein vînden stân.* Aber Hildebrant bleibt ihm nichts schuldig, er erinnert ihn an jenen schmählichen Kampf mit Walther von Aquitanien (Nib. A 2281): *nu wer was der ûfem schilde vor dem Wasgensteine saz, dô im von Spanje Walther sô vil der mâge sluoc? och hapt ir noch ze zeigen an iu selben genuoc.* Als Dietrich wüthend über seinen Waffenmeister, der ihn geschlagen hat, herfällt, fährt Wolfhart dazwischen: ob er denn nur seine eigenen Leute bestehen könne, den Feind, den starken Siegfried, aber nicht? (Roseng. A 346). Sig. Dr. 67 höhnt Dietrich drohend den Riesen: *Ich hab dir den Greimen genommen, wil ouch dein leib beschneiden, das er dir werden muss sinbel.* Dietr. Fl. 4275 f. droht Ermrich sogar, Dietrich solle Strassenarbeiter werden. Ecke 44—46 höhnt Hildebrant den Ecke, es zieme sich nicht, *in garzûnes wîs* den Kampf von Recken

zu suchen, er müsse zu Pferde kommen; mit *lotern* fechte sein Heer niemals. Höhnisch nennen die Recken das Riesenhaupt wohl gelegentlich *ballen*: *nu empfânt den ballen* (Virg. 528); *nu nement hin den bal* (Virg. 822).

Wenn der Hohn noch weiter ausartet, so greift man zu Beleidigungen, zu Schimpfworten. Sicher sind diese im Epos altes Gut, aber die uns in den Volksepen erhaltenen zeigen doch meist neueres Gepräge. Das *illi hundr* (93. 239. 332. 333. 335), *morðhundr* (102 B. 71 B) der Thidr. bietet vielleicht ein Beispiel alter Art. Die übrigen Schimpfworte der Thidr. sind singulär: *bickia eða greybaka* (90); *þraela son* (90 B *þraell*) u. s. w.

In den höfisch gemilderten Epen fehlen die gröberen Schimpfworte; die reicher schmähenden späteren Epen wirtschaften meist mit modernerem Schelten.[1]) Das beliebteste Schimpfwort ist weitaus *ir zagen bœse*: Nib. A 930. 1785; Alph. 290. 305; Wolfd. D VII, 35 (*ungefüeger zage*). VIII, 164. 171. IX, 60; Virg. 898; Rab. 390 (*zage ungetriuwer*); Rol. 3892. Ein Vorwurf dieser Art wird es gewesen sein, der im alten Hildebrandslied dem wissenden Vater den Kampf unvermeidlich machte. Schmähungen anderer Art sind: *êrelôser man* (Alph. 27. 290. 305); *valscher ungehiure* (Wolfd. A 125); *valscher hovewart* (Wolfd. A 352); *mordære* (Wolfd. A 351; Rab. 418 u. o.); zu bemerken ist, dass Nib. C 242, 1 der Kaplan Hagen *ungetriuwer mordære* schilt, während dies in A und B gänzlich fehlt.

Gröbere Schimpfworte nur in den späteren Epen und Spielmannsgedichten. *bœsewiht* (Wolfd. C VIII, 15); *bœswiht aller tugende* (Rab. 420); *arger schalc, hungers vrâz* (Virg. 375); *bœser schalc, ungœber vrâz* (Virg. 761); *rehter schalc, alter lasterbalc* (Roseng. D 489); *krefteloser schelm* (Wolfd. Heldenb. S. 314, 25); *ungetriuwer schelm* (ibid. S. 682, 4); *ir grôzen valschen narren* (Virg. 509); *tôren* (Virg. 717; Laur. A 251; D 518); *tumben gouche* (Wolfd. D IV, 90); *waltpaur*

[1]) Über die mit dem Teufel zusammenhängenden Bezeichnungen vgl. Cap. III.

(Sig. Dr. 77. 141; Laur. D 524. 2550; Or. H 930; sonst *filzgebûre*); *alter zugebart* (Wolfd. B 283; D IX, 154); *alter lasterbart* (Roseng. D 181); *muosbart* (ibid. 449); *balteniere* (Bit. 249; Roseng. D 435); *alter balder grîn* (Roseng. D 553); *her peltekân* (Roseng. C 643); *veigez waltluoder* (Wolfd. D VII, 35); *grôze bulgân* (Roth. 1625); *wehselbalc* (Roseng. D XVIII, 23, S. 206).

Auch Tierbezeichnungen kommen vor: *bœse hunde* (Wolfd. D X, 66; Laur. Kaspar 191); *affe* (Virg. 717; Roseng. D 530); *sudel und affen* (Laur. D 509) [1]); *esel* (Laur. A 259); *bercrinder* heissen die Riesen Laur. D 2551.

---

[1]) vgl. Virg. 320: *dîn affenmuot der triuget dich* u. s. w. *sniudeln und mundaffen, mich dunkt, du rîtest ûf der spür.*

Cap. III. Elementar- und Fabelwesen.

§ 21. Riesen.

Die Riesen, ursprünglich Verkörperungen der Elementarmächte, besonders der feindlichen, sind im Volksmythus ebenso ungebändigt und gewaltig, wie die Kräfte der Natur selbst. Wenn der Sturmwind die Gestalt wild dahinrasender Riesen annimmt, so kann man sich denken, welche Dimensionen diesen zukommen.

Indessen in unserer volksepischen Dichtung sind die Riesen kaum noch mythische Wesen, sie sind ins Ungeheuerliche gesteigerte Recken, doch ohne dass alle typischen Riesenzüge verschwunden wären. Charakteristisch ist, dass sie in den höfischeren Epen (Alph., Nib., Gudr., Bit.), wie im Kunstepos so gut wie ganz fehlen, höchstens einmal (Nib. u. Bit.) erwähnt werden, ohne dass die Dichter sie irgendwie ausgestalteten. Die Thidr. mit ihrem Reichtum an riesischen Figuren stellt sich auch hier wieder vollkommen zu den späteren deutschen Dichtungen.

Ihre kolossale Grösse und äussere Gestalt wird hyperbolisch geschildert. Sie sind *unmâzen lanc* oder *grôz* (Sig. 22; Virg. 315. 510. 867. 1018 u. ö.); 80 Schuh lang und 9 Schuh dick ist ein Riese (Virg. 881; 24 Ellen: Virg. W 462); grösser als ein Ofen (Sig. Dr. 176); sie ragen über alle Bäume empor (Wolfd. D VII, 33. 116 ff.); im Lied v. h. Seyfr. 65 sieht man des Riesen Kuperan Stange noch halb über die Bäume herausragen. Durch den 9 Ellen tiefen Sund watet der Riese Wade (Thidr. 58).

Oft macht der Kontrast zu den, wie wir S. 20 ff. sahen, doch auch nicht kleinen Recken die Grösse deutlich. Sig. 25 kann Hildebrant des Riesen Haupt sogar mit dem

Schwerte nicht erreichen, obwohl dieser auf den Knien liegt. Sig. Dr. 86 reicht Dietrich dem Riesen nicht bis zum Gürtel; will er ihn treffen, so muss er hoch aufspringen. Virg. 621 langen die Helden den Riesen kaum bis an die Knie. Eckes Rüstung ist Dietrich viel zu gross, er muss erst ein Stück abhauen, bevor sie passend wird (Ecke 147). Wolfd. B 488 nennt der Riese seinen Gegner: *du kleinez wihtelîn*; D VII, 39: *kint daz kleine*; Virg. 327 nimmt der Riese Dietrich auf den Arm *reht als ein kint*; oder Orm Ungersvend og Bermer-Rise 9 (Grundtv. I. S. 160): *Och huem daa er denn mösseling ther taler saa store ord?* Sonst wird der Gegensatz ‚der Kleine und der Grosse' hervorgehoben: Wolfd. D IV, 70. 76 ac; Sig. Dr. 62; Ecke Dr. 92; Virg. 324; Lied v. h. Seyfr. 74. 82 u. ö. Zwerg und Riese werden nur einmal kontrastiert: Virg. W 802 f., wo der Riese sich vermisst, sieben Zwerge auf einmal verschlingen zu können, was lautes Gelächter weckt.

Noch weit grotesker ist die sonstige Beschreibung des riesischen Äusseren, die mehrmals in ganz ähnlicher Gestalt wiederkehrt, so dass das Typische deutlich hervortritt. Thidr. 195 wird der Riese Etger geschildert: *sa maðr er furðu mikill, leggir hans ero digrir, hann hevir buc digran oc langan oc a milli hans augna var vel sva alnar, oc þar eftir er allr hans annar voxtr. — Oc sva blæss hann sterclega i sæfninum, at alt limit a viðinom þar i nand þa ristiz oc legz firir.*[1]) Sig. Dr. 59 f. biegen sich ebenfalls vom Athem des Riesen die Bäume, es ist, als wenn ein Wind aus seinem Munde wehte, seine Beine sind dick wie ein Block, seine Augen feurig. Virg. W 461 ff. ist wieder dieselbe Wirkung des Athmens (463) erwähnt, seine Augen sind wieder *flammenvar*, der Umfang der Brauen eine Spanne, sein Bauch dick, gross sein *giel*, so dass er

[1]) Übers. nach B. v. d. Hagen a. a. O. I, S. 36: *Er war ungeheuer gross, seine Beine waren dick, sein Bauch stark, dick und lang, zwischen seinen Augen war er ellenbreit und demgemäss sein übriger Wuchs. — So stark blies er im Schlafe, dass alle Zweige sich bogen und bewegten.*

ein jähriges Schwein fressen kann. Wolfd. D V, 57—59 ist sein Antlitz eine Elle breit, gelb die Augen, die Nase krumm wie ein Widderhorn, sein Haar weiss wie der Schwan, seine Farbe schwarz, sein Maul weit, die Zähne lang und weiss, die Ohren gross wie Eselsohren. Virg. 879 heisst ein Riese *als ein igel rûch*. Virg. 623 werden die langen Bärte der Riesen besonders erwähnt; 621 sind sie gar klafterlang. Im Wolfd. *δ* (Anm. zu B 454, H. B. IV, S. 305, 17) hat eine Riesin so lange Brüste, dass sie bis zu den Knien reichen und sie dieselben im Laufen unter die Arme nimmt (ähnl. Heldenb. S. 271, 6).

Ungefähr nach demselben Modell ist die *Rûchelse* der Wolfdietrichepen gezeichnet. Wolfd. A 470 ff. ist sie ein Wasserweib, das mit Wassermies ganz bewachsen ist; vom Kinn hängen ihr stachelige Haare bis auf die Füsse, sie ist schleimig und nass, ihre Augenhöhlen sind spannenweit und zwei Finger tief, ihr Mund *als ein schaffel*, ihre Zähne spannenlang, ihre Füsse wie Schaufeln, ihre Stirne ellenbreit; sie will Wolfdietrich durchaus heiraten, was er natürlich dankend ablehnt. In B 305 ff. heisst sie die *rûhe Else* und hat dieselben Heiratsgelüste wie in A, wird aber nur im allgemeinen als ein ungeschlachtes Weib charakterisiert, die auf allen Vieren kriecht wie ein Bär (308). D VII, 116 ff. ist die parallele Gestalt *Rôme* ganz als Riesin gedacht (116. 136); auch sie hat gewaltige Brüste, ihre Nase reicht bis zum Kinn, ihre Augen brennen wie die eines Straussen, ihr Mund geht bis zu beiden Ohren, die Farbe ihres Leibes ist kohlschwarz, ihr Haar wie das eines Esels und sehr lang, ihre Füsse so gross, dass man zwei grosse Rindshäute zu Schuhen für sie haben müsste, und ihre Zähne sind erschrecklich anzusehen. In ihrer Wohnung hat sie noch 7 gleichgestaltete Genossinnen (128); sie vermag Ross und Mann 22 Meilen über das Gebirge zu tragen (135).[1])

[1]) Die vergleichbare Gestalt der Cundrie (Parz. 313, 17) ruht in den Hauptzügen auf der Quelle (Lichtenstein, Beitr. 22, 52),

Die Riesen, die die Überfülle der Naturkraft darstellen, haben oft mehr Glieder als ein simpler Sterblicher; so besitzt Asprian vier Hände (Roseng. Kaspar 55), Heime, der riesenmässige Recke, vier Ellenbogen (Roseng. D 279), aus denen Kaspar gar an beiden Seiten drei Hände und vier Ellenbogen macht (105).[1])

Indirekt illustriert wird die Gewaltigkeit der Riesen durch die Ungeheuerlichkeit der Wunden, die ihnen von starken Recken beigebracht werden. Thidr. 195 haut Witig dem Etger ein Stück aus der Lende, so dass kein Ross mehr zu tragen vermag (vgl. 433); Roseng. D 328 schlägt Witig dem Riesen eine Achsel ab, so dass zwei Mann nicht mehr schleppen können. Sig. Dr. 111 sind Sigenots Wunden jegliche zwei Spannen weit, und er verbindet sie mit Heuschübeln, die ein Pfund wiegen.

Die Riesen selbst sind so schwer, dass kein Ross sie trägt (Ecke 34 u. ö.; Roth. 654); Or. 1197 ff. muss Mentwin gar einen Elephanten zum Reittier nehmen. Virg. 383 erbebt die Burg, als der Riese fällt, und Roth. 4223 ebenso die Erde unter zweier Riesen Laufen.[2])

Die Waffen dieser ungeschlachten Wesen sind ebenso ungewöhnlich nach Art und Grösse. Sie führen meist die Stahlstange, die recht eigentlich Riesenwaffe ist. Dann aber reissen sie auch gelegentlich den ersten besten Baum aus und hauen mit ihm auf den Gegner ein: so Sig. Dr. 72, wo Dietrich scherzend bemerkt, er sei der Rute entwachsen; 150 f. türmt der Riese die entwurzelten Stämme zu einem grossen Hag um Hildebrant auf. Ecke 184 bricht Vasold einen Ast nach dem anderen ab; Thidr. 17 kämpft ein

---

doch gerade die Grössenübertreibungen (spannenlange Zähne, in Zöpfen geflochtene Wimpern) könnte Wolfram dem Stil des Volksepos entnommen haben.

[1]) Vgl. J. Grimm, Mythol.[2] I, 494, besonders die Anm., wo schlagende Parallelen aus Hesiod und französischen Epen angeführt werden.

[2]) Iw. 5073 f. fällt ein Riese durch seine Schwere *als ez ein boum wære.*

Riese mit einem grossen brennenden Baume und Wolfd. B 505 Frau Runze gar mit einem, den ein Wagen nicht zu tragen vermöchte, was der Verfasser des ältesten Druckes noch überbieten zu müssen glaubte, indem er zwei Wagen dafür einsetzte (Heldenb. S. 288, 6 f.).

Die besondere Länge der Waffen wird gern betont. Wolfd. B 492 ist ein Riesenschwert 12 Ellen lang; Roth. 657 erscheint eine Stange von 24 Ellen; Sig. 14 von 3 Klaftern; Or. 1262 ein Speer von 4 Klaftern; Ecke Kaspar 281 eine Stange von 5 Klaftern, die die Riesin *recht als ein gerten* trägt; Wolfd. D VII, 34 von 8 Klaftern. Auch breit und schwer sind die Waffen: *der schilt was als ein stadel thor* (Sig. Dr. 83); und im Lied v. h. Seyfr. 72 ist er ausserdem auch noch schuhdick. Virg. W 463 hat der Riesenschild die Breite einer Brücke (eb. Kaspar 107), und Roth. 909 ff. vermögen zwei Grafen Asprians Stange nicht zu heben. Was sonst Riemenwerk ist, das sind bei den Riesen eiserne Ketten (Roth. 690 ff.); und Asprian begnügt sich nicht mit einem Schwerte, sondern als Riese führt er deren zwei (Roseng. A 98. 226. 238).

Ihrem Körperbau und ihren Waffen entspricht ihre Stärke; aber doch nicht in dem Masse, wie man erwarten sollte; sie unterscheiden sich hierin nicht wesentlich von den Recken. Thidr. 16 nimmt es Grim mit 12 Männern auf und Sigenot (Sig. Dr. 38) ist selbst 10 wilden Männern überlegen, woraus Kaspar (39) 40 macht. Laur. D 2001 ff. vermag ein Riese 4 Recken an seiner Stange zu tragen, und er meint sogar, 12 würden ihm nicht zu schwer sein (2010). Sig. 9 nimmt der Riese Dietrich *under die uohsen* und trägt ihn eine Tageweite fort, und Rome, die Riesin, trägt Wolfdietrich und sein Ross 22 Meilen über das Gebirge *gelîch einem eichorne* (D VII, 135). Roth. 1727 ff. wirft Widolt einen Kämmerer über 4 Männer durch die Luft und 1150 ff. schmettert Asprian einen Löwen einfach an die Wand, so dass er stirbt; 2171 springt der Riese Grimme 12 Klaftern weit; Ecke 233 jagt eine Riesin über *die grôzen rônen* im eilenden Laufe und *vreislîch* ist ihr

Gang. Das Badener Bruchstück des Rother, das die Verse 1002—54 in einer Umarbeitung bringt, lässt (1047) einen Riesen 2 Mühlsteine aneinander reiben, so dass Feuer herausspringt.

Wie die Helden schlagen die Riesen gewaltig mit der Faust zu, so dass der Geschlagene betäubt ist (Thidr. 36), und dass der Kopf von der Ohrfeige zerbricht (Roth. 1647 ff.; vgl. 1701. 1789); sie drücken ihre Gegner, dass ihnen das Blut aus den Ohren oder Nägeln springt (Thidr. 17; Sig. 7). Einmal schlägt auch ein Riese wie ein Donnerschlag einem Helden an die Ohren (Sig. Kaspar 202).

Markanter kennzeichnet es die riesische Natur, wie sie ihre Waffen handhaben. Thidr. 436 schlägt ein Riese Heime mit der Stange, so dass er wie ein Bolzen von der Armbrust durch die Luft fliegt und tot ist, bevor er zur Erde kommt. Gewaltig schleudern sie die Lanze, so dass nichts mehr von ihr zu sehen ist, vielmehr sie ganz in der Erde steckt (Thidr. 199. 433); der Riese schlägt die Stange wenigstens zwei Klaftern tief in die Erde (Ecke Dr. 199); im Lied v. h. Seyfr. 66 ist es nur ein Klafter.

Einige Male wird auch der Riesen Zorn, der sonst *freissam, freislîch* oder *ungeviege* heisst, besonders charakteristisch ausgedrückt: Roseng. Heldenb. S. 647, 12 ist ein Riese so wütend, dass er *reht als ein kezzel wiel.* Oder Widolt beisst in seine Stange, dass die Funken sprühen (Roth. 4660 ff.), worüber der Witz gemacht wird, er habe wie ein Kind gespielt (4679 ff.). Widolt ist auch sonst so ungeberdig, dass er mit eisernen Ketten gebunden werden muss, weil er sonst alles erschlägt (Thidr. 27; Roth. 758 ff.).[1]) Oder die Riesen treten bis an die Knöchel in die Erde (Thidr. 36; Roth. 942 f.).

[1]) Hierzu stellt sich als Parallele eine Stelle aus Parz., wo von Segramors erzählt wird (285, 3): *swâ der vehten wânde vinden, dâ muose man in binden, odr er wolt dermite sîn.* Bei Chrestien fehlt der Zug, den Wolfram aus dem Volksepos entnommen haben wird.

Von gewaltigem Schreien der Riesen wird nicht häufig berichtet, besonders grell nur in der Virg. Sonst schreit einer so laut, dass Berg und Thal wiederhallen (Wolfd. B 504) und dass man es über eine Meile weit hört (Ecke 239); Roseng. A 207 *limmet* ein anderer. Die Virginal aber kann sich nicht genug thun in grotesker Schilderung des Schreiens. Da klingt es 4, ja 6 Meilen weit (391. 824); wie der wilde Donnerschlag (392. 622); wie Ochsen schreien sie (527; vgl. 529)[1]; wie eine Orgel klingt ihre Stimme (732); so gewaltig ist die Wirkung, dass man glaubt, der Himmel wäre geborsten, oder die Welt müsse untergehen: *diu welt wil nu ein ende hân* (393; ähnl. 459. 823); *ich wând der himel wære enzwei* (396. 458. 825); als wäre der Teufel und seine Gesellen losgelassen (393. 459. 823); so dass, die es hören, *der sinne gar ein roup* sind und viele taub worden (394); so dass die Herzogin in Ohnmacht fällt (391. 458); dass Tiere und Zwerge in die grösste Angst geraten (392. 393. 824)[2]; 732 ist von dem Schreien *der dillestein enzwei, die tôten ûf gewecket.*

Die Riesen gefallen sich natürlich in besonders unhöfischen Umgangsformen: sie fassen die Helden beim Bart und beim Haar (Wolfd. D V, 55; Sig. 20. 21. 43; vgl. Roth. 1739. 1768. 1774. 1784), oder sie wecken sie mit einem kräftigen Fusstritt aus dem Schlafe (Sig. Dr. 21; Ecke Dr. 83, beide Male erst in den späteren Fassungen); Roth. 4283 tritt Widolt den Verwundeten gar in den Mund.

Die ungeschlachten Riesen zu Prahlhänsen und Tölpeln zu machen, lag sehr nahe. Das Volksmärchen, vielleicht von dieser Auffassung der Riesen beeinflusst, denkt sich den Tölpel immer mit einem kolossalen Körper begabt, so dass bei diesen Dümmlingen eben das mächtige Äussere zu den winzigen Verstandesfähigkeiten in komischen

---

[1]) ebenso Iw. 5056.

[2]) Ecke 37 sind die Tiere über Ecke, der durch den Wald schreitet, verwundert und schauen ihm neugierig nach.

Kontrast tritt. Immer halten sich diese riesischen Ungeheuer für unüberwindlich und immer werden sie trotzdem besiegt. Besonders drastisch wird diese Prahlerei z. B. Thidr. 195. Etger hält es nicht für der Mühe wert, Witigs wegen auch nur von der Erde aufzustehen, muss aber bald sein Prahlen bitter büssen. Or. 1285 ff. will Mentwin mit Orendel nicht kämpfen, ihn vielmehr unter die Arme nehmen und gefangen wegtragen. Kong Diderik og hans kæmper (Grundtv. I S. 94) wird der Riese Langbein, der sich des schwersten Kampfes vermessen hat, schmählich überwunden. Die zuversichtlichste Siegesgewissheit und Verachtung des kleinen Gegners tritt allenthalben zu Tage (Wolfd. D IV, 17 ff. VII, 39 ff.; Virg. 877. 887; Roseng. A 218). Und in ihrer thörichten Sicherheit sind sie wohl gar die Überlisteten, die sich selbst Schaden anthun. Thidr. 196 lässt sich der Riese veranlassen, zuerst in eine Höhle hinabzusteigen, wobei ihm Witig dann den Kopf abschlägt, eine That, die jener selbst ebenfalls beabsichtigt hatte. Wolfd. B 506 will eine Riesin den Kaiser Ortnit erschlagen, trifft aber ihren eigenen Mann.

J. Grimm (Mythol.[2] S. 522) bemerkt, unsere Riesensagen wüssten nichts von dem sonst wohl beliebten Typus des Riesen als Menschenfresser. In der volksmässigen Epik späterer Zeit fehlt das Motiv nicht ganz, doch so, dass dann der nicht getaufte Heide betont werden soll: Wolfd. D V, 62 f.; Virg. W 1 (ebenso Kaspar 1) und Kaspar 116.

Einige brutale Züge müssen noch erwähnt werden, die nur grobkomischer Absicht ihre Entstehung verdanken können: Wolfd. B 509 strampelt die Riesin noch mit den Beinen, als ihr der Kopf schon abgehauen ist; D V, 67 steckt ein Riese, dem beide Hände abgeschlagen sind, wie ein Kind die Stümpfe in den Mund. Besondere Heiterkeit der Umstehenden erregt es, wenn Virg. 737 der Riese fröhlich in den Kampfkreis gehüpft kommt.

Die Riesinnen entsprechen ihren männlichen Genossen und zeichnen sich durch besondere Merkmale nicht aus.

Jenen greulichen Schilderungen der Riesen entsprechen ihre Benennungen und Epitheta. Sie sind *grôz, unmâzen grôz, ungehiure, ungefüege, freissam* und *freislîch*. Oft werden sie als Teufel oder als dessen Sohn bezeichnet, oder auch als *vâlant* (vgl. unten § 24). Einige seltenere Bezeichnungen sind: *des waldes dieb* (Sig. Dr. 120); *vil grosser waldpawre* (ebenda 141); *das ungefüege lot* (Sig. Kaspar 38). Ihre zerstörende Tendenz bezeichnend: *hagel al der lande* (Bit. 6480), und damit zu vergleichen: *al der welte schiure* (Ecke 112). Auch ihre Rufnamen haben gelegentlich ebenso wie die der Räuber im Helmbrecht einen grotesken Anstrich, allerdings nur in der Virginal: *Bitterbûch* 879; *Bitterkrût* 885; *Vellenwalt* 510 u. ö.; *Velsenstôz* 732; *Glockebôz* 862 u. ö.; *Grandengrûs* 385 u. ö.; *Klingelbolt* 870; *Rûmenwalt* 874; *Schelledenwalt* 877; *Wolvesmage* 882.

Auch ausser der Rauchelse und ihren Entsprechungen in den anderen Fassungen des Wolfdietrich kommen gelegentlich Wasser- oder Waldfrauen vor, jedoch ohne besonders charakteristische Züge.[1]) Ein Meerwunder, ein centaurartiges Wesen, halb Tier, halb Mensch, das mit den Recken kämpft, wird einige Male erwähnt (Ecke 52—55; Roseng. A 119). Ein wilder Mann tritt ohne weitere Angaben auf Wolfd. B 716; Sig. Dr. 30 ist er ganz mit kleinen Haaren bedeckt, wie der Sohn des Meerwunders in dem gleichnamigen Gedicht bei Kaspar.

§ 22. Zwerge.

Die Zwerge spielen eine weit geringfügigere Rolle in unseren Epen als die Riesen. Sie beherrschen das Innere der Erde, sie hüten den Nibelungenhort und sind

[1]) Heilkundig sind sie: Gudr. 529; Ecke 151 ff. (Frau Babehilt; fehlt in den anderen Fassungen); Ecke 161 ff. 176 (vgl. Zupitza, Prolegomena ad Alb. de Kemenaten Eckium S. 35 f. und Stark, Dietrichs erste Ausfahrt S. XI). Sie weissagen: Nib. A 1478 ff.; Ecke 151. Ausserdem werden noch farblose Meerfrauen erwähnt (*mereminne*) Rab. 964; Osw. 653 ff.; Salm. 728; Thidr. 23. 364.

unermesslich reich (Laurin, Walberan). Jedoch diese ihre elbische Natur tritt im Volksepos gänzlich zurück. Da sind sie meist nur Staffagefigürchen, die durch ihre staunenerregende Kleinheit Interesse oder Lachlust erwecken.

Das Epitheton *kleine* ist natürlich überaus häufig, es findet sich, wo immer Zwerge erwähnt werden; *der kleine Laurîn* z. B. ist die ständige Bezeichnung des Zwergfürsten. *wundercleine* haben nur ganz späte Fassungen (Ecke Kaspar 76; Lied v. h. Seyfr. 92). *kniuweshôch* sind die Zwerge (Virg. 568. 570. 940. 982 u. ö.); *ellen lanc* (Laur. D 1689); kaum 3 Spannen lang (Laur. A 55); *kurzer beine* (Laur. A 370, mit absichtlich komischer Färbung). Öfters heissen sie auch kleine Kinder oder Knaben (besonders Ortn. 92. 94. 95. 101. 109. 125; Wolfd. D V, 103. 105; Laur. Kaspar 136); *in kindes mâze des vierden jâres alt* (Ortn. 96); *in kindes jugent gestalt* (Virg. 569).

Der Gegensatz des kleinen Zwerges zu dem grossen Menschen wird gern hervorgehoben: *der kleine sprach zem grôzen* oder ähnlich (Ortn. 104. 105. 106. 109. 164. 234. 561; Wolfd. D IV, 42. 45. V, 71. 84; Virg. 936: Laur. A 369). Eine groteske Steigerung ergiebt sich, wenn der gewaltige Recke Ortnit, der den Zwerg öfters schon als *kindelîn* bezeichnet hat, nun in Wahrheit selbst das *kindelîn*, der Sohn dieses Zwerges, ist. Laur. D 1647 ff. werden zwei kleine Fiedeler komisch kontrastiert mit zwei grossen, wobei man unwillkürlich an A. Grüns Riesen denkt, der die Bassgeige als Violine, und den Zwerg, der die Violine als Bassgeige spielt.

Diese kleinen Leutchen geraten begreiflich sehr leicht in gewaltige Angst, so vor Recken und Riesen (Sig. Dr. 30. 50; Virg. 475 ff.), vor Würmern (Virg. 487. 833) oder vor dem grossen Eisenmanne der Virginal (Virg. 225 ff. 247 ff. 274). Sie sind so schwach, dass vier von ihnen Hildebrants Schild nicht zu heben vermögen (Virg. 354 ff.), sondern beinahe von ihm erdrückt werden, ein Geschick, das allerdings zwei Rittern geradeso widerfährt.

Ihre Ausrüstung ist meist herrlich (besonders Laur. A 151—217 u. K II, 767—924 [Walberan]), aber doch zierlich, ihrem Körper entsprechend. Laurin (A 342) reitet ein Ross *als ein geiz*, Virg. 142 hat es *hirzes hœhe*, ist aber dreimal so stark. Virg. 450 trägt der Zwerg *ein eberspiezelîn*, und Alberich Nib. A 463 eine Geissel. Da sie so hübsch aussehen — denn es sind meist Lichtelben und freundliche Zwerge —, so scheinen sie den Engeln zu gleichen (Laur. K II, 957. 1008; D 496. 500).

Schon in einem gewissen Gegensatze zu ihrer Kleinheit steht es, dass sie als sehr alt geschildert werden. Ortn. 241 ist der Zwerg 500 Jahre alt, und Laur. Kaspar 12 zieht er sich schon seit 400 Jahren den Rosengarten. An sich sind die Zwerglein zwar schwach, aber sie gebieten wohl über Zaubermittel, die ihnen 12 Männerstärke verleihen, sei es Kappe, Ring oder Gürtel (Nib. A 98; Ortn. 101; Laur. A 192 f.). Kaspar (Ortn. 75 f.) lässt den Zwerg Ring und Gürtel benutzen, so dass er gar 24 Männer Stärke vereinigt.

Wenn die kleinen Zwerglein als Ritter kostümiert einhergehen und sich demgemäss benehmen, so gehört auch das zu den beabsichtigten Kontrastwirkungen. *ritter cleine* oder *der vil cleine recke* werden sie öfters genannt (Virg. 228. 1071; Laur. A 483 u. ö.). Virg. 832 werden Bibunc winzige Sporen angebunden. Sie bestehen Turniere mit grossen Recken, wie Witig und Wolfhart (Virg. 677 f. 976 ff. 982 ff.), was immer Heiterkeit erregt (678. 982). Laurin z. B. ist stolz im Bewusstsein seiner Kraft, er will 100 überwinden (A 410) oder fühlt sich über 12 *wol ein her* (D 722). Aber so ganz fest sitzt das rittermässige und höfische Benehmen doch nicht. Bibunc wenigstens vergisst einmal, bei Tisch sein Schwert abzugürten und erreicht dadurch, dass Hildebrant nicht essen will, da er fürchte, dass Bibunc kämpfen wolle (Virg. W 353—56); natürlich erntet der Scherz allgemeine Heiterkeit (356).

Ihrem Charakter nach teilen sich die Zwerge in zwei Gruppen: sie sind entweder bösartig, wie Laurin und

Alberich, oder sie sind den Menschen freundlich und hilfreich. Wolfd. Kaspar 252 giebt ein Zwerglein dem vom Drachenkampfe ermüdeten Wolfdietrich Trank, Speise und gute Ratschläge mit auf den Weg. Wolfd. D IV, 40 ff. hilft ein Zwerg dem Helden durch einen Zauberring und erquickt ihn (52) mit Zaubertränken, die Fünfzehnmännerkraft verleihen. Ecke Kaspar 153 tröstet ein Zwerg den Berner. und Sig. 37 schafft Eggerich, der Zwergenkönig, die rettende Leiter herbei. — Erwähnt mag noch werden, dass Laurin in der Fassung D (2710) ein Gaukler werden und zur allgemeinen Erheiterung dienen muss.

§ 23. Wilde Tiere.

Unter den wilden Tieren, mit denen Helden kämpfen, steht in erster Reihe der Lindwurm oder der Drache. als ein ebenbürtiger Gegner der Recken, die es als einen Teil ihrer Lebensaufgabe betrachten, diese gewaltigen Untiere zu vernichten. Sie haben daran keine leichte Aufgabe, denn ihre Gegner sind Wesen, so scheusslich und schrecklich, wie sie die Phantasie nur ersinnen mag. Wieder temperieren die höfischeren Epen die Schilderung dieser Wesen; ja, sie drängen sie geflissentlich zurück: es ist kein Zufall, dass das Nibelungenlied für Siegfrieds Drachenkampf nur zwei Zeilen übrig hat.

Die Grösse und das Äussere der Drachen ist ungeheuerlich: Wolfd. B 674 ist ein Wurm 12 Ellen lang; Virg. 144 22 Ellen und 906 85 Ellen, Wolfd. D VIII, 91 misst er *zwischen schultern und hüffen* 12 Klafter, und Virg. 637 ist er 80 Schuhe lang und 20 hoch. Virg. 635 erscheint er *alsam ein grôzer starker kiel.* Ihrer Grösse entsprechend werfen diese Fabelwesen einen gewaltigen Schatten; schon Gudr. 56 ist der Schatten des Greifen wie eine Wolke, und im Volksb. v. geh. Siegfr. S. 64 ist er eine Viertelmeile weit sichtbar. Virg. 298 vermag ein grosses Schiff die Würmer nicht zu tragen, so schwer sind sie, und Virg. W 298 hätten 24 Pferde genug zu thun, um den einen Wurm, den Dietrich erschlagen, von der

Stelle zu bewegen. 24 Füsse tragen (Wolfd. B 674. D VIII, 91; 16 Füsse D VIII, 142) den gewaltigen Leib, weshalb denn auch ihr Gang *freislîch* oder *eislîch* genannt wird (Wolfd. A 592; B 674; D VIII, 91. 106 u. ö.). Die Krallen sind so scharf, dass, wo sie nur die Erde berühren, es ist, als wenn mit dem schärfsten Eisen geschnitten wäre (Thidr. 105). Wolfd. A 592 sind *die klâ vor dem riste dûmellen lanc.* Die Haut ist so dick (Wolfd. B 674 spannendick; ebenso D VIII, 91) und hart wie Glas (Wolfd. VIII, 91; Virg. 632 etc.), so dass sie gewöhnlichen Schwertern unüberwindlichen Widerstand leistet (Wolfd. B 673. 686; D VIII, 90. 94. 110. 229 u. ö.). Wolfd. D VIII, 136 hat ein Wurm vier gewaltige Zähne, spannenlang aus dem Maule gewachsen *als ein eberswîn.*[1]) Der groteskesten Übertreibung aber ist das Maul verfallen. Ganze Menschen verschlingen die Würmer öfters auf einen Biss (Ortn. 572). Wolfd. D VIII, 105 nimmt der Wurm einen Löwen ins Maul, Wolfdietrich in den Schwanz; Virg. 147 hat er einen noch lebenden Ritter im Rachen. Ortn. 571 ist sein Maul grösser *als ein mœzigiu tür* (woraus Kaspar 282 eine *haustür* macht). Virg. 834 gähnt sein Rachen so weit, dass er drei Kiele und den Donnersberg hätte verschlingen können; Virg. 907 hat der Schlund für den Teufel und ein grosses Schiff Platz. Virg. 300 hat ein Wurm so viel Steine in seinem Bauche, dass man gut einen halben Turm davon hätte bauen können. Ganz den Erwartungen entspricht der Appetit der Lindwürmer. Ortn. 516 müssen sie alle Tage ein Rind als Nahrung haben, woraus Kaspar, der immer noch ein übriges thut, einen grossen Ochsen macht (252). Kong Diderik og Löven G 10 f. (Grundtv. I S. 139) ist ein Ross nur kleine Beute für die Würmer.

Gewaltig ist auch die Stärke der Untiere. Viele Recken messen sich mit ihnen und müssen einen schmählichen Tod erleiden, so dass schliesslich nur den allerbesten

[1]) Virg. 420 *rehte als ein swîn strûbter sich.*

Helden noch einige Aussicht auf Erfolg bleibt (Ortn. 523). Mit Leichtigkeit tragen sie die Recken im Schwänz oder im Maule über weite Strecken (Ortn. 572; Wolfd. D VIII, 105; Virg. 147), ja sie spielen Ball mit ihnen (Wolfd. B 690 f.; D VIII, 113 ff.: *ein ungefüegez spil*). Virg. 635 stösst ein Wurm Bäume um, dass sie entwurzelt daliegen. Schlägt er mit dem Schwanze, so springt das Blut des Getroffenen heraus (Wolfd. B 685) oder es erschallen Berg und Thal (Virg. 631). Ihr Flügelschlagen ist wie ein Wind (Gudr. 90).

Und welch Getöse verursachen diese Untiere! Ihre Stimme erklingt *unmæzlich* (Dietr. Fl. 1549) oder *vreislîch* (1621); Berg und Thal hallen wieder, einen so *lûten gal* lassen sie erschallen (Wolfd. D VIII, 104 f.); man hört ihr Tosen eine Meile weit (Virg. 419) oder gar drei Rasten (Virg. 635). Wolfd. D VIII, 116 *rûzent*, 308 *erbellent* sie als *ein ohse*; Virg. 635 *blüegelnt* sie *als ein ber*. Sie brüllen *sô griusenlîch*, dass man meint, es sei der Teufel (Virg. 629) oder ein gewaltiger Donner (Virg. 630). Von dem Lärm fallen Blätter und Äste von den Bäumen (Dietr. Fl. 1662)[1]); ja es klingt, als sei das Hochgebirge eingefallen (Lied v. h. Seyfr. 120). Ihr Atem gleicht dem Winde (Virg. 289) und macht den Fels erbeben (Lied v. h. Seyfr. 21); auch stinkt er gewaltig (Wolfd. D VIII, 106).

Besonders wenn sie gereizt werden, speien sie Feuer (Wolfd. D VIII, 140; Virg. 144. 897) und entzünden damit Berg und Thal und Heide (Wolfd. B 727 f.), so dass Blumen und Gras verdorren (Virg. 145); der Fels wird so glühend wie ein glühendes Eisen, das man aus dem Feuer nimmt (Lied v. h. Seyfr. 132); Flammen, blau und rot, gehen aus des Drachen Halse (ebenda 139. 144). Wolfd. D VIII, 92 ac wird das Schwert des Gegners in dem Feuer *wîcher denne ein blî*. Oft können sich die Kämpfer vor den Flammen nur dadurch retten, dass sie schleunigst in Wasser fliehen

[1]) 1664 allerdings versichert sich der Dichter charakteristischer Weise des Glaubens seiner Hörer.

(Wolfd. B 724; D VIII, 232, wo der Schild schon lodert, 235; Dietr. Fl. 1625—1630, wo die Brünne brennt *als ein mies*). Lied v. h. Seyfr. 147 gehen Flammen von dem Lindwurm aus, als wenn ein Fuder Kohlen brennte.

Diese Lindwürmer sind der Schrecken des Landes. Die Landleute können ihren Acker nicht bestellen und ihre Wiesen nicht mähen (Ortn. 521). Nur die stärksten Recken können sie bestehen (vgl. oben S. 121 f.). Wolfd. B 475 wird besonders betont, dass niemand ihnen gewachsen ist, und Ortn. 491 will der Held, hätte er auch 1000 Männer Stärke, sich an den Lindwurm nicht wagen.

Die Epitheta der Lindwürmer sind die zu erwartenden; z. B. *ungevüege* (Ortn. 492; Wolfd. D VIII, 82. 131; Virg. 144. 912 u. o.); *ungehiure* (Ortn. Kaspar 283; Wolfd. B 685; D VIII, 89; Dietr. Fl. 1545. 1570; Virg. 144 u. o.); *freissam* oder *freislîch* (Dietr. Fl. 2251. 1635; Roseng. A 329; Wolfd. B 473. 676 f. 682. 693. 706. 707. 754; D VIII, 81. 98. 130. 219. 230. 298. 308); *griuwelîch* (Virg. 855 u. o.); Teufel oder Teufels Kind (vgl. § 24).

Einmal wird die besondere Menge der Lindwürmer hervorgehoben: Virg. 902 sind so viel Würmer da, wie Bienen um ein Honigfass schwärmen, wozu der einzige Fall sich stellt, den ich sonst noch von wilden Tieren anzuführen habe: *gelîche des vihes herden dâ gênt die wilden leun* (Wolfd. A 422).

§ 24. Engel und Teufel.

Die Engel sind keine echten Bestandteile des Volksepos. Ihr Erscheinen trägt nichts Charakteristisches an sich; nur gerade ihre Seltenheit ist lehrreich.

Gudr. 1166 ff. bringt ein Engel die frohe Botschaft der Rettung; er wechselt jedoch in auffallender Weise (1166) mit einem Vogel, und es scheint mir, dass Wilmanns (Entwickelung der Kudrundichtung S. 184) Recht hat, wenn er den Vogel für die ältere, dem Volksepos eigentümliche Erscheinung hält. (Anders Schönbach, Christentum in der altdeutschen Heldendichtung S. 132 ff.) Als Boten treten

die Engel auch sonst auf (Wolfd. B 330; X 128; Virg. 196. 347. 536. 667; Laur. A [K] 1764; öfter in Orendel und Rolandsl., deren frommere Grundrichtung das begünstigte). Vergleiche mit ihnen, besonders im Schönheit zu malen, sind beliebt, aber nicht häufiger als in der höfischen Poesie (z. B. Ortn. 358; Virg. 703; Laur. A 238; K 958 (1008); Roseng. D 555; Salm. 143 u. ö.).

Erwähnungen des Teufels häuft das ältere wie das jüngere Volksepos mit Behagen. Aber es zeigt sich hier noch deutlich, dass er eine jüngere Zuthat ist: niemals greift er in die Handlung ein, nie tritt er als Persönlichkeit hervor, wie so oft im Volksmärchen. Ein paar Mal scheint es, als sähen wir Teufel auftreten, nämlich Wolfd. B 650 ff.; D VI, 233—39, wo Marpaly allerlei Wesen hervorzaubert, die Wolfdietrich bedrängen und Teufel genannt werden: in Wahrheit sind es nur Unholde, die sich ein wenig dem Riesentypus nähern.

Sonst wird der Teufel oft zur Bezeichnung von allerlei Schrecklichem, sei es in Vergleichen, sei es in Verwünschungen und Flüchen benutzt. Besonders furchtbare Helden heissen wohl *tiufel* oder *vâlant* (z. B. Nib. A 2248, dafür C 353, 3 *vâlant*; Gudr. 168 *vâlant aller künege*; Klage A 625; C 1379; Wolfd. A 41; D VII, 23; Ernst 1302); des Teufels Sohn oder Kind (Thidr. 391; Wolfd. A 40. 41; Virg. 583; Ortn. Heldenb. S. 84, 15; Salm. 514); *des tiuvels man* (Roseng. D 470 u. ö.); *tiuvelîch* aussehend wird ein Heide genannt (Or. 2732); ebenda H 3018 ist einer so lang, dass er wohl der Teufel sein könnte. Wolfdietrich soll nach Sabens lügenhaften Angaben des Teufels sein, was sein Vater auch anfänglich glaubt (Wolfd. A 45. 62. 92. 105. 108. 110). Ortn. 199 macht Ortnit einen so gewaltigen Eindruck, dass die ihn sahen, meinen, er sei dem Teufel aus der Hölle entkommen. Sonst nennen die Helden ihre Gegner Teufel oder glauben den bösen Feind wirklich vor sich zu haben (Alph. 165. 238; Thidr. 402. 435; Ortn. 269. 338. 370; Kaspar 106; Wolfd. A 340; D VIII, 22 f.; IX, 85; X, 33; Ecke 190; Virg. 219; Roseng. D 50. 184.

195. 379. 488. 497; Salm. 333); oder es heisst auch wohl, dass der Teufel mit allen seinen Knechten in dem Gegner stecke (Ecke 123; Sig. Dr. 82. 174; Virg. 674; Roseng. D 549).

Gelegentlich werden unweibliche Frauen, besonders Kriemhild und die Gerlint der Gudrun, als *tiuvelinne* oder *vâlandinne* bezeichnet (Nib. A 1686. 2308; B 649; Gudr. 629. 996; Thidr. 392; Roseng. A 116); Brünhild wird (Nib. A 417) *des tiuvels wîp* oder (Nib. A 426) *des übelen tiuvels trût* gescholten. Den grossen Eisenmann, der in der Virginal öfters vorkommt, bringt man fast immer zu dem Teufel in Beziehung (202. 247. 248. 690. 694). Wolfd. D VI, 222 ist ein schwarzer Mann *einem übelen hellenhunde vil gelîch*, und Salm. 507 wird vorgegeben, die schwarze Kriegerschar seien Teufel.

Jene früher erwähnten ungeheuerlichen Weiber (vgl. § 21) heissen: *tiuvel* oder *dem tiuvel gelîch* (Wolfd. B 339; A 491: *der tiuvel ûz der helle kœm wol zer hôchzît*); *vâlantinne* (Wolfd. B 310. 315; D VI, 219. 240. 242); *des tiuvels muoter* (Wolfd. A 489). Ebenso die Lindwürmer: *tiuvel* (Ortn. 493; Kaspar 279 *teuffelische wurm*; Wolfd. A 593; D VIII, 94; Virg. 629; Lied v. h. Seyfr. 104); *tiuvels kint* (Ortn. 516; Virg. 899); *von dem tiuvel geborn* (Wolfd. D VIII, 137); *vâlant*, meist *ungehiure* oder *wilde* (Dietr. Fl. 1652; Wolfd. B 685; D VIII, 134. 243); *vâlandes man* (Virg. 903). Der Greif wird Gudr. 54 als Bote des Teufels bezeichnet. Auch die Heidengötter, besonders Mohammed, heissen ‚Teufel': Wolfd. B 609 (B, δ 612. 24); D VI, 172; Oswalt (Bearb.) 1323. Besonders aber für übermenschliche Wesen ist *tiuvel* und *vâlant* die typische Bezeichnung, vor allem für die Riesen; denn wie diese früher den Germanen die Verkörperung des bösen Prinzips waren, so ist es der Teufel für die christliche Welt; in dieser christlichen Dichtung auf heidnischer Grundlage wird dann beides verquickt. *tiuvel* heissen die Riesen oft (z. B. Sig. Dr. 24. 30. 50. 53. 56. 122; Ecke 115. 186; Virg. 515. 517. 539. 719. 732; Roseng. D 337; Roth. 1753); ebenso *vâlant* (Bit. 6483;

Wolfd. B 489; D V, 55. 62 [2 mal]; Sig. 23; Sig. Dr. 118. 151. 173; Ecke 235; Roth. 3113. 3235. 3374. 4685); *des tiuvels man*, der aus der Hölle gekommen ist (Virg. 733. 737. 814; Roseng. A 228; D 313. 314); *tiuvels genôz, vâlandes genôz* (Wolfd. B 510; Sig. 14); *tiuvels geselle* (Roth. 960); *tiuvels eitgenôze* (Wolfd. D V, 56); *tiuvels dienstman* (D V, 173. 174); der Teufel ist ihr rechter Herr (Sig. Dr. 95); der Riese ist des *tiuvels bruoder* (D VII, 35); *tiuvels bote* (Sig. Dr. 144); *tiuvels koufman* (Sig. Dr. 144); *tiuvels brût* (Roth. 1055); *tiuvels unc* (Virg. 603); Virg. 382 benimmt sich ein Riese *rehte als wære gesezzen der tiuvel in daz herze sîn*; Virg. 807. 824. 889 schreien sie wie Teufel.

Der Teufel, der Vater alles Bösen, muss natürlich die Ursache aller Widerwärtigkeiten sein. Er führt lästige Feinde herbei und bringt die Menschen in unbequeme Lagen: *hât dich der tiuvel her gesant?* oder auch ohne die Frageform (Nib. A 215; Bit. 919. 7286; Ortn. Heldenb. S. 90, 2 f.; Dietr. Fl. 3726; Virg. 528); *her getragen, gebrâht* u. ä. (Virg. 512. 633. 739; Wolfd. B 308; Dietr. Fl. 7852; Laur. D 817; Or. 1091); *vuorte si dar* (Alph. 176); *sam obs der tiuvel vuorte* (Dietr. Fl. 8879; Rab. 749); *hât dich der tiuvel ûzgetriben?* (Virg. 522); *der tiuvel vuogt ein lâge* (Dietr. Fl. 3685). In fatale Situation bringt der Teufel: Virg. 407. 583. 591. 691. 900; oder er rät das Schlechte: Nib. C S. 123, 5; A 1334; Bit. 7896; Ernst 650; Roth. 4432; Klage A 657 f. (*gebrouwen von des tiuvels schulden*). Daher sind denn auch schlechte oder anderen unbequeme Handlungen *tiuvelîch* (Nib. A 2167; Virg. 719; Rab. 611. 822. 842; Or. 3256; Lied v. h. Seyfr. 145); und Leute, die so handeln, *wellen gar der tiuvel wesen* (Virg. 30. 621. 692; Laur. A 347); solche Thaten oder Dinge sind *des tiuvels spot* oder *schimpf* (Nib. A 2182; Ortn. Kaspar 121. 140); *ez hat der tiuvel sînen spot alrêst ûz mir gerihtet* (Rab. 897).[1])

Den Verwünschungen noch näher stehen jene Fälle,

[1]) In der Thidr. (218. 402. 408) heissen einige gewaltige Schwerter ‚Teufel'.

wo die Recken sich anheischig machen, den Gegner zu besiegen und wäre er der Teufel, des Teufels Kind oder Mage, und sässe der Teufel in ihm (Alph. 159; Virg. 651; Ecke 194; Roseng. D 509; Sig. Dr. 18; Lied v. h. Seyfr. 105); Nib. B 442 (C 67, 7) könnte selbst der Teufel aus der Hölle nicht vor Brünhilds Ger genesen. Oder die Helden wollen nicht kämpfen, sondern dies vielmehr dem Teufel überlassen (Roseng. D 551). Wenn der Teufel ihn nicht rettet, so ist der Gegner verloren (Nib. A 1892. 1988; Laur. A 128. 636 ff. 1292; D 2144; K II, 223; Or. 3629).

Endlich wird der Teufel rein stilistisch zu Verwünschungen und Beteuerungen bemüht; sie gehören durchgehend der späteren Zeit an und fehlen den höfischer gefärbten Epen. Man wünscht einen Feind zum Teufel: *nu var ze dem leiden tiuvel, daz du des tiuvels müezest wesen* oder ähnl. (Wolfd. D VI, 219; VIII, 231; Virg. 512. 522. 691 [*der tiuvel vüere in oben ûz*]. 694 [*der tiuvel vüere in berc und tal*, ebenso 981]; Lied v. h. Seyfr. 74; Salm. 201 [*daz tûsent tûfel mit dir sîn*]; Virg. 507 [*dem tivel sint ir verwâzen*]; Roseng. D 98. 436 [*geleite dich der tiuvel*]). — *lâz wir ir den tivel walten* oder *pflegen* oder ganz ähnl. (Dietr. Fl. 223; Virg. 511. 894 [2 mal]; Laur. A 866; D 1298; Salm. 369; Lied v. h. Seyfr. 58); *der tivel wil iuch vlêhen* (Virg. 742); *wil ich alle dem tiuvel erwegen* (Roseng. D 455); *daz in der tiuvel wurge* oder töte (Virg. 274. 507 [*der tievel gevâhe sînen hals*]; Roth. 1474); *der tiuvel dich schende* (Wolfd. D VII, 34; Laur. D 544; Roseng. D 177). Sonst verdient etwa noch Erwähnung: *dem tiuvel sîn die stîge ergeben* (Ecke 87); *in tiuvels namen* (Virg. 527); *daz gœbe der tievel* (Virg. 975); *wâ sint ir ze schuole gewesen? hât iu der tiuvel vorgelesen? — der tiuvel sol iur lêrer sîn und iu mit triuwen bî gestân* (Virg. 509); *daz wöll der Teuffel* (Lied v. h. Seyfr. 173); *daz dirs der tiuvel lône* (Roseng. D 172).

Bei hässlichen oder sonst ihnen missfallenden Frauen wollen die Helden nicht schlafen, sondern das dem Teufel überlassen (Wolfd. B 316), sie auch lieber vom Teufel

küssen lassen (Roseng. D 38).[1]) Wolfd. VI, 220 fürchtet Wolfdietrich, wenn er bei Marpaly schliefe, würde er den Teufel beschlafen.

Es bleiben noch einige seltene Erwähnungen des Teufels nachzutragen. Ganz einfach ohne Nebensinn als Widerspiel Gottes kommt der Teufel selten vor (z. B. Dietr. Fl. 2563 f. 7971 f.; Wolfd. A 35; D VIII, 25 f.; Roseng. D 180; Virg. 623; Wolfd. Kaspar 327; Osw. Bearb. 1275; Salm. 718); häufiger nur im Rol. und Or., zwei frommen Dichtungen. *tiuvel* wird auch synonym für ‚nichts' gebraucht: *jâ habent iu den tiuvel diu jungen kint getân* (Gudr. 1502, 2; ähnl. Nib. A 1682. 1930); oder synonym für ‚übel': *der künic hât aber den heiden des tievels mit gespilt* (Ortn. 429, 2; ähnl. Wolfd. D VII, 165; Ecke 168; Salm. 493; Roth. 890). Angst wird durch Heranziehung des Teufels gemalt. Wolfd. A 236 wird der junge Wolfdietrich mehr gefürchtet als der Teufel, oder Virg. 487 meint Bibunc angstvoll, der Teufel mit seiner ganzen Rotte sei hinter ihm. Wolfd. A 462—65 hält man das Tosen des Meeres für den Lärm der Hölle und ihrer Insassen. Sprichwörtlich ist: *ir lieget deme dûvele an daz bein* (Roth. 3138).[2])

---

[1]) Umgekehrt ruft Kriemhild dem stachelbärtigen Ilsan zu: *nu küsse dich der tiuvel an dînen rûhen bart!* (Roseng. D 440).

[2]) Vgl. v. Bahders Anm., schweizerisch *dem Teufel ein Ohr abliigen.*

Cap. IV. Die Frau und die Liebe.

§ 25. Frauen.

Die Frau als die vollkommene Krone der Schöpfung, der man nur in Ehrfurcht wie einem höheren Wesen nahen darf, die schön ist wie die strahlende Sonne oder der silberweisse Mond, ein Engel auf Erden, ist ein Produkt romantischer Weltanschauung, gleichviel, ob im 12. und 13., oder im 18. und 19. Jahrhundert. So sieht niemals ein ursprüngliches, naives Volk das Weib an; jenes ideale Bild ist erst die Blüte reifender ästhetischer Kultur. Unsere Heldensage, wie sie uns in Überlieferungen des 13. Jahrhunderts vorliegt, entbehrt natürlich auch nicht jener Farben der modischen Minnelyrik, auch sie kennt die Rosenwangen, die zarte, schneeweisse, den Strahl der Sonne nicht vertragende Schönheit, die den Gipfel alles irdischen Reizes und Glückes bildet. Aber das ist zweifellos junge Zuthat, das ist nicht der Typus einer Germanenfrau, die selbst, wie die Geschichte berichtet und die Wahl ihrer Namen bestätigt, die Männer in den Kampf treibt und mit bewaffneter Hand gelegentlich in die Entscheidung eingreift.

Spuren nun von jenem kraftvollen Frauentypus alter Tage, oft gedämpft, oft auch geflissentlich im Gegensatz zu der höfischen Auffassung übertrieben, finden sich nicht selten im Volksepos. Brünhild zumal, die kampfgewohnte Walküre, hat manche dieser Züge behalten. Streitbar, mit gewaltiger Stärke tritt sie jedem Manne entgegen und überwindet ihn mit Waffen, die nur übermenschliche Kraft sonst zu führen vermag. Als sie aber schliesslich in Siegfried doch ihren Meister gefunden hat, ringt sie sogar

mehl im Brauchen mit Gunther, und es ergeht ihm übel — hängt sie ihn doch gar an seinen Gürtel auf einen Nagel —, bis Siegfried sie schliesslich mit aller Anstrengung zum zweiten Male überwindet[1]. Im Athamól en grœn heizzet 47 ff. wird Gudrun gewaffnet zum Schutze der Brüder auf den Kampfplatz und tötet zwei Krieger mit dem Schwerte. Sonst wünschen sich Frauen wohl Recken zu sein Grott. 1482; Nib. A 1356; Wolfd. D VIII. 282). Gewaltig stark ist Siegfrieds des Alben Tochter: *si fuor harlîchen starc alsam ein albe* Tit. 114; da sie glaubt, Isenhart habe ihren Vater besiegt, packt sie diesen mit beiden Händen, wirft ihn zu Boden und schlägt ihm mit der Faust in den Hals, so dass er meint, sein Halsbein sei gebrochen.

Doch aber einmal durchbricht die Frau alle Schranken der Weiblichkeit, weil die Leidenschaft sie fortreisst. Hier ist Brünhild das Hauptbeispiel. Wie das stille Mädchen mit der liebende Gattin wird zur Furie, als man ihr den geliebten getötet hat. Alle Kraft, sich ihr ganzes geschlechtliches Empfinden und die besten Reize fallen; mit eigener Hand tötet sie Gunther und Hagen, was selbst den grimmen alten Recken Hildebrand über das Mass des Erlaubten weit hinausgeht. Thür. 574 spricht sie sogar ihren Stolz, indem sie in verlassen Hagen in der Faust

---

[1] Wie an Kraft selbst übertrifft im Kampfe es sonst nur noch die Frau Brünhild an. Als sie Siegfried in den Saal gewaffnet mit dem Schild und einer Stahlstange sieht, da ist er auch [illegible] Heiden [illegible]. Als sie [illegible] durch ganz unvermässig und schlägt den Fürsten [illegible] Saal, sonst benimmt sie sich [illegible] und wohlerzogen, [illegible] ein schlechtes [illegible] gebraucht. Wie [illegible] sie es mit einer Steinwand in [illegible] und [illegible] [illegible] Rücken, [illegible] [illegible] [illegible]

zu schlagen, um durch seinen Tod einen erneuten Grund zur Rache zu haben.[1])

Die Kriemhild der Rosengärten ist viel ähnlicher jenem rachsüchtigen Weibe als der anmutigen Gestalt des ersten Teiles. Sie ist blutdürstig und hat ihre Freude an den wildesten Kämpfen: *lât strîten, sprach Kriemhilt, ez ist mir ein kindesspil* (Roseng. A 4. 174 f.; D 516). Wenn beim heissesten Ringen das Blut fliesst und alles blutig färbt, so lacht die Grausame (Roseng. A 270). Ihr Vater mag ihr zureden, so viel er will, dem Streite Einhalt zu thun, sie ist der Rute entwachsen, sie hört nicht auf ihn (Roseng. D 384). Als eine mitleidige Jungfrau Gott anfleht, ihren Wohlthäter im Kampfe zu beschirmen, schlägt sie sie in den Mund, dass das Blut herabfliesst (D 389); ja Heldenb. S. 686, 28 ff. schlägt sie sogar sich selbst im Zorn über Siegfrieds Besiegung in den Mund. Sie steht damit nicht ganz allein. Ebenso thut (Wolfd. Heldenb. S. 163, 8) Wolfdietrichs Mutter, so dass sie blutet; und Wolfd. B 739 f.; D VIII, 15—18 zerschlagen erbitterte Frauen in symbolischer Handlung ihr eigenes Bild. Sonst aber sind die Frauen des Volksepos mit dem Schlagen nicht sehr bei der Hand; der Typus der schlagfertigen Xanthippe, den wir in späterer Zeit z. B. im Zornbraten, im *übelen wîp* u. s. w. finden, fehlt vollständig. Er widerspricht allzusehr den Anschauungen des Heldenzeitalters, hat auch etwas zu gemein Bürgerliches. Selbst Gerlint in der Gudrun, die *tiuvelinne* oder *vâlendinne,* erinnert kaum daran, auch

---

[1]) Dass Ortliebs Tod von seiner Mutter beabsichtigt ist, das tritt nicht ganz so grell, aber doch noch deutlich genug auch in Nib. A und B zu Tage, wenn auch der Gang der übrigen Handlung dem nicht mehr entspricht. Nib. A 1849 heisst es: *dô hiez si tragen ze tische den Etzelen suon. wie kund ein wîp durch râche immer vreislicher tuon?* C lässt diesen grausigen Zug fort. Die Klage mildert Kriemhilds Charakter in vielen Punkten (vgl. Bieger, Zur Klage Zs. f. d. Ph. XXV, 145 ff.); z. B. lässt sie Kriemhild nicht selbst Gunther und Hagen töten (Klage A 1968 f.).

richten sich ihre Quälereien nur gegen die schutzlose Gudrun.[1])

Es entspricht dem gröberen Frauentypus des Volksepos, dass die Liebe sinnlich und weniger zart ist. Nicht selten fehlt sogar den Frauen das Schamgefühl. Roseng. A 62 bietet die Herzogin Wolfhart ihr Magdtum für seine Hülfe an. Ebenda Kaspar 71 will sie ausserdem noch immer seine Buhle sein. Die schöne Heidin Marpaly (Wolfd. D VI, 80 ff.) bietet die drastischsten Mittel auf, um Wolfdietrich zur Erfüllung ihres Wunsches zu verführen. Osw. 985 droht die Tochter des Heidenkönigs ihrem Vater, mit einem Spielmann als *spilwîp* durchzugehen, wenn er sie einem Heiden vermählen wolle.

Die Schmerzausbrüche der Frauen sind im allgemeinen dieselben wie die der Männer, nur in etwas geringerer Zahl, da die Frauen natürlich im Heldengedicht mehr zurücktreten (vgl. oben § 8).

Vereinzelt werden auch sonst weibliche Züge so gesteigert, dass sie komisch oder hyperbolisch wirken, z. B. die Putzsucht. Marpaly will von ihrem Gott nicht lassen, da er sie immer so reichlich mit schönen Kleidern versorgt (Wolfd. D VI, 88). Virg. 135 schmücken sich die Mädchen

---

[1]) Die Edda bietet noch einige besondere groteske Züge. Oddrúnargrátr 29 gräbt Atlis Mutter, um ihr Rachewerk auszuführen, die Zähne in Gunnars Herz, in eine Natter verwandelt. Atlakviþa 37 giebt Gudrun ihrem Gatten die Herzen der Söhne, mit Honig zubereitet, zu essen und tötet dann selbst (42) den Gemahl und steckt ihr Haus in Brand. — Die fressende Braut in dem ganz abenteuerlichen dänischen 'Greve Genselin' (Grundtvig I, 16 S. 222), die 4 Tonnen Brei, 16 Ochsen, 18 Schweineseiten und dann noch 15 Ochsen und 10 fette Schweine verzehrt und 7 Tonnen Bier trinkt, bevor sie einmal zu schlucken braucht, und die denn auch so dick wird, dass 15 Ellen von der Thür weggenommen werden müssen, ist wohl eine komische Überbietung der Sage von Thor, der als Braut zu den Riesen fährt (Þrymskviþa). Übrigens trinkt auch Thetleif (Thidr. 127) auf einen Zug einen Becher Wein, den ein Diener kaum zu tragen vermag, und Thidr. 166 vertilgt Siegfried einen Vorrat an Speise und Trank, der für 9 Tage berechnet war.

zum Empfang: *trûtgespil und niftel mîn, setz eben mir daz krenzel: sam tuon ich rechte dir daz dîn. zuck eben mir mîn swenzel, daz ez obe der erden swebe und der soum von touwe naz den bluomen kleinen vride gebe* (vgl. auch 57. 951). Künhild (Laur. D 81 ff.) ist schon getröstet, dass sie den Zwerg heiraten soll, als sie erfährt, Laurin sei unermesslich reich, eine Umstimmung, über die dieser lachen muss.

Weibliche Sparsamkeit wird nur einmal, und zwar schon im Nibelungenliede scherzhaft ausgenutzt (A 486—489). Dort hat Brünhild Angst, dass Dankwart all ihr Gut verschwende, und als ihr bedeutet wird, dass sie am Rheine nichts entbehren solle, beruhigt sie sich dabei doch nicht, sondern will wenigstens 20 Schreine mit Gold und Seide mitnehmen und ihren eigenen Kämmerer zur Überwachung dabei lassen, was natürlich die Heiterkeit der Helden erregt (489).

Auch treue Liebe wird einmal (Nib. A 1066) in hyperbolischer Form geschildert: *unde wære sîn tûsent stunt noch alse vil gewesen* (nämlich des Schatzes) *unde solte Sîfrit gesunt sîn genesen, bî im wære Kriemhilt hende blôz bestân.* Diese Hyperbel ist uralter Besitz der Liebessprache.

Wenn sie nicht *wâfen* über Berchtung rufe, so werde er sie töten, droht Saben der Königin, und die Angst lässt sie schnell andern Sinnes werden und sagen: *ich riefe ê fünfstunt wâfen* (Wolfd. A 156). Hier ist weibliche Angst und Unbeständigkeit grell herausgebracht, Schwächen, über die wir auch Wolfd. A 258. 263 klagen hören. Dass die Frau als Typus der Furchtsamkeit dient, ist verständlich; so wird ihr Name (*wîp, altez, armez, blœdez wîp*) in Schmähreden und dergleichen die häufigste Bezeichnung eines feigen oder sich fürchtenden Recken (z. B. Alph. 90; Bit. 7881; Roseng. D 492; Virg. 336. 519; Thidr. 408; Hildebrantsl. Kaspar 11; Salm. 750 u. o.).

§ 26. Liebe und erotische Scherze.

Während im höfischen Epos auch die geistigen und seelischen Momente im Liebesleben eine bedeutende, oft weit

vorherrschende Rolle spielen, liegen in dem Volksepos die Dinge ganz anders. Minne und Frauendienst giebt es so gut wie gar nicht oder doch nur in deutlicher Entlehnung aus modern-höfischen Vorbildern; sonst haben wir es meist mit einem von der Poesie kaum bemäntelten Geschlechtsverkehr zu thun. Wie sich die älteste deutsche Heldendichtung verhielt, können wir nicht entscheiden, da die cynischen Scherze der Thidr. und der späteren Volksepik schwerlich in die naive Würde alter Tage übertragen werden dürfen. Eine einfache, auch kräftige Erwähnung des Geschlechtslebens würde sich dem Tone von Dichtungen, wie etwa dem Hildebrantsliede, wohl einfügen; die Spässe der Thidr. nicht. Vielleicht spiegeln hier die sonst höfischer gehaltenen Epen Nib., Alph., Gudr. das Bild der älteren Dichtung getreuer ab.

Ganz unbefangen sprechen im Nib. die Helden den Wunsch aus, bei dieser oder jener Frau zu liegen, und wenn die Frauen und Mädchen den Männern sichtbar werden, was nicht oft der Fall ist, so bemerkt der Dichter gern: *mit ougen wart getriutet vil maneger schœnen vrouwen lîp* (A 556. 1237. 1608). Gunther, der zwar verheiratet, doch auch wieder nicht verheiratet ist, wird die Zielscheibe harmloser Glossen: *der hât ê dicke sanfter bî anderen wîben gelegen* (A 583). Gunther und Siegfried freuen sich auf ihre Brautnacht (582), aber als er von Siegfrieds Wonne erzählen will, bricht der Dichter schelmisch ab: *ich sage iu niht mêre wie er der frouwen pflac* (A 583, 1); eine vielsagende Aposiopese, die auch den realistischeren Dichtern der höfischen Lyrik (so Wolfram) nicht fremd ist. Als Siegfried Brünhild zum zweiten Male bändigt, heisst es von Gunther (A 613, 4): *daz was dem künege Gunther beide lieb unde leit.* Gerade diese Scene, die so knapp, herb und zurückhaltend wie nur möglich erzählt wird, obgleich hier die Versuchung, frivol, breit und sogar komisch zu werden, nahe lag, kennzeichnet die vornehmere Art, gewagte Dinge zu bewältigen. Im Nib. lässt Siegfried Gunther noch rechtzeitig an seine Stelle; Thidr. 229 nimmt er der

Braut wirklich ihr Magdtum, wie das die Sagenlogik verlangt: hier scheint der höfischere Dichter also geändert zu haben. Dass Gunther, um noch eine Nacht bei Brünhild zu sein, erst einen Tag später seinem Heere nacheilt (1455), fällt nicht aus der Art des eben Geschilderten. Und die Scene (Gudr. 1219 ff.), wo Gudrun und Hildeburg, nur mit einem Hemde bekleidet, von Ortwin und Herwig überrascht werden, ist mit einer keuschen Strenge behandelt, dass an keiner Stelle auch nur ein Lächeln dem Leser um den Mund zuckt.[1])

Der Biterolf bietet das gleiche Bild; wir hören da aber, dass diese Strenge mit der Sittlichkeit der Zeit im Widerspruche steht (490 ff.): *man saget uns an dem mære, daz dô minnete nieman wîp, er enhæte danne ein wîp ze sîner rehten ê genomen. nû ist ez ûz den zühten komen. ob einer möhte drîzic hân,. er wolt sich niht genüegen lân, er hæte ir dannoch gerne mê.* Das Zeugnis ergiebt vielleicht, dass in dem älteren Heldenepos wirklich noch etwas von jener germanischen Sittlichkeit waltete, die Tacitus so ergriff. Freilich den Wert der Stelle darf man nicht überschätzen; in der guten alten Zeit waren die Menschen immer schon tugendhafter und werden es immer sein. Jedenfalls hat sich der Dichter erlaubt, gelegentlich die Anschauungen seiner Zeit auf die Personen der Dichtung zu übertragen, z. B. 6800 ff.: *ich wæn, daz im dâ vor verspart ir munt deheiniu hæte, diu ez ân angest tæte.*

Ganz anders stellt sich das Bild nun in der Thidrekssaga und den späteren Volksepen dar. Absichtliches Ver-

[1]) Gudr. 667: *Man riet Herwîgen, daz er si lieze dâ, daz er mit schœnen wîben vertribe anderswâ die zît und sîne stunde darnâch in einem jâre: daz vrieschen die von Alzabe; si rieten Herwîge dô ze vâre* passt so wenig zum Charakter der Dichtung, dass die Strophe ohne weiteres als schlechte Interpolation in die Augen springt. Die Stelle, in der Morolt erklärt, er würde Herwigs Schwester nehmen, selbst wenn sie nur ein Hemd anhätte (1654), ist vielleicht harmlos gemeint. Und bei Strophe 1253: *Nû saget mir frou swester wâ sint iuwer kint?* stimme ich Martin völlig bei, der sie eine tölpelhafte Interpolation nennt.

weilen bei den geschlechtlichen Dingen ist später weniger zu verkennen.

So in der Erwähnung und Ausmalung der Freuden der Brautnacht und intimer Körperreize. Ohne nähere Angaben finde ich den Geschlechtsakt gestreift: Thidr. 73. 157. 169. 229. 302; Ortn. 172 ff.; Wolfd. A 13: etwas reicher Wolfd. D IX, 205. Häufiger aber ist eine detaillierte Ausmalung. Die Rabenschlacht braucht 5 sechszeilige Strophen (117. 119—122), um den interessanten Fall der Brautnacht Dietrichs mit Frau Herrat zu erledigen. Die Freude daran ist offenbar, hat doch sogar Frau Helche ihr Vergnügen an den ungeduldigen Brautleuten (117): *Da beleip nieman inne, als ich vernomen hân, wan frou Helch diu küneginne, dâ her Dietrîch slâfen solde gân. mit freuden sie sich machten slâfen: frou Helche des dô lachte.* Wenn die Fassungen A und B des Wolfd. die Nacht Wolfdietrichs mit Marpaly noch kurz abmachen, so gefällt sich D in behaglicher Ausmalung (VI, 81—110). Sie lässt alle Minen der Verführungskunst spielen, sie lässt ihn bei sich liegen, sie entblösst sich ganz vor ihm (99 f.) und lädt ihn ein, nur zuzugreifen (102). Sie schlingt ihre Beine um ihn und will ihn schliesslich mit Gewalt zwingen, ihre Wünsche zu befriedigen. Die Handschriften a c erwähnen sogar *an irme lîbe daz brûne vleckelîn* (100, 3); in c noch lüsterner: *den hübschen flecken brûn.* In diesen detaillierten Schilderungen wird sich romanischer Einfluss verraten; sind sie doch auch der höfischen Epik nicht völlig fremd. — Nachdem im Wolfd. D VIII Wolfdietrich und die Kaiserin lange gekost haben, fragt Wolfdietrich die Kaiserin (276): *schœne frouwe, wellent ir niht heran?* Sie weigert sich jedoch vorläufig, da ihr Kind kein *kebeskint* werden solle. Die volksmässige Brutalität der Frage scheint mir hier vor allem beachtenswert. Interessant ist auch das realistische Denken an die Folgen des Liebesverkehrs; bekommt man doch im höfischen Minnesang niemals ein Kind: erst Neidhart und Neifen ziehen diese Gefahr in Betracht.

Besonders lehrreich sind die verschiedenen Bearbeitungen der Virginal. Während in der ältesten Fassung der Heide einfach das Mädchen, das er alljährlich als Tribut erhält, tötet — wenigstens wird nichts anderes erwähnt —, nimmt er ihr W 24 erst immer die Jungfrauschaft. W 851—54 schildert ausführlich die Brautnacht, während die ältere Fassung nichts derartiges hat. Kaspar von der Rhön aber überbietet beides. Bei ihm (125 ff.) muss Hildebrant unter das Ehebett kriechen, um Zeuge der nächtlichen Freuden zu sein, oder in diesem Falle vielmehr Leiden, denn obwohl Virginal ihm ganz zu Willen ist, bringt es Dietrich nicht fertig, ihr die Jungfrauschaft zu nehmen, worüber er am nächsten Tage Hildebrants Spott hören muss. Erst in der nächsten Nacht, unter heftiger Anstrengung (127, 5): *und das der schweis in beiden flos*, gelingt, was beide wünschen. Eingehender könnte Zola kaum schildern. Eine ähnlich interessante Differenz findet sich auch zwischen Nibelungenlied und Thidr. Während im Nibelungenliede Siegfried Kriemhild nur bändigt, dann aber unvermerkt Gunther Platz macht, nimmt er ihr Thidr. 229 wirklich ihr Magdtum, da sie erst dadurch ihre Kraft verliert, und nun kann Gunther seine Rechte ausüben.[1])

Scherze erotischen Inhalts greifen, selbst bedeutend, in die Handlung ein. Aus der Thidr. sind einige der Handwerksironie sich nähernde Ausdrücke für ‚beschlafen' zu erwähnen: Wieland sagt (73), als er den Ring der Königstochter wieder zusammenschmieden soll, er wolle zuvor noch etwas anderes schmieden, und damit bemächtigt er sich des Mädchens; oder es heisst (76. 78) ‚die Kleider vereinigen' in derselben Bedeutung. Wolfd. B 202 drückt der König dieselbe Sache ziemlich grob so aus: *er gedâhte*

[1]) Thidr. 251 findet sich ferner die Erzählung vom Jarl Apollonius, der als die unersättliche Hure Heppa verkleidet auftritt. Als die Mädchen ihn scherzend fragen, wie viel Männer sie in einer Nacht gehabt habe, hebt er alle zehn Finger empor, worüber sie herzlich lachen.

ob sîn tohter den hêrrn hiet an gelogen und den torwart od dên wahter hiet über sich gezogen. Thidr. 248 heisst es scherzhaft, Herburg liebte ihren Mann Apollonius so sehr, dass sie lieber mit ihm bei Nacht leben wollte, als mit ihrem Vater bei Tage. Und Isold, Jarl Irons Gattin, die es nur ungern sieht, dass ihr Mann frühmorgens das eheliche Lager verlässt, um zur Jagd zu gehen, sagt ihm (254), ganz nahe seien jagdbare Tiere; sie führt ihn zu einer Stelle, wo sie sich selbst vorher in den Schnee gelegt hatte, so dass ihr Abdruck noch sichtbar ist, und rät ihm, dieses Tier, das dort gelegen habe, solle er jagen, sonst würde es ein anderer Mann thun. Wirklich führt sie ihn so zu seiner ehelichen Pflicht zurück. Das Bild der Jagd für den Liebesstreit findet sich in der Thidr. auch sonst (273. 281). Wolfd. A 72 will Hugdietrich erproben, ob seine Frau fest schläft, und was thut er zu diesem Zwecke?: *sîn hant ez allez suochte, swaz man an frouwen siht: swie dicke ers aber ruorte, sie erwahte leider niht.* Von Hugdietrich, der als Mädchen verkleidet ist, heisst es B 27: *oberhalp der gürtel einer frouwen gar gelîch,* d. h. unterhalb nicht. Als sich dann (Wolfd. B 87 f.) Hildegund-Hugdietrich und die Königstochter halsen und küssen, hören wir die derbe Zote von Hugdietrich: *dô begunde sich sîn geselle vil bald herfür steln.* Ebenda 334 glaubt Wolfdietrich, selbst wenn er die rauhe Else lieben wollte, sei es nicht möglich: *nû saget mir für wâr, ob ich iuch gerne minnet, wie kæme i'u durch daz hâr?*

Die Spielmannsepik, die besonders auf drastische Wirkung bei einem naiven Publikum ausging, hat denn auch das erotische Thema mit Vergnügen berührt, gelegentlich auch mehr pikant als cynisch-derb. Als Salman seinen Gefangenen durch seine Frau hüten lässt, was natürlich auch kein gutes Ende nimmt, *dô was er alsô wol behuot alsô der sîne geize zuo den schônen bocken duot* (91). Oder Morolf legt einen nackten Kaplan in das Bett der Königin, den König aber auf die Erde zu einem anderen Kaplan (325 ff.), und der König meint dann nachher, der Kaplan habe es bei

seiner Frau besser gehabt als er (335). An anderer Stelle bittet Morolf sich ein Mädchen aus für den Fall, dass er im Schachspiel gewinne. Als aber alle lachend fragen, was er als alter Pilger denn damit wolle, sagt er trocken, sie solle seine Tasche tragen (230 ff.). Frau Bride erregt die Geilheit der Männer (Or. 3225 ff. 2426 ff. 3804 ff.) und wird nackt in einen Kerker geworfen (3257 ff.). Auch das Gegenteil, die fleischliche Askese, weiss das Spielmannsepos nach ihren prickelnden Kontrastwirkungen zu schätzen. Gott selbst in Pilgergestalt erlegt dem armen Oswald und seiner mühsam errungenen jungfräulichen Frau die Enthaltsamkeit auf und macht ihnen zur Pflicht, sobald sie eine menschliche Regung empfinden, in ein Gefäss mit Wasser zu springen, das vorsorglich vor ihrem tantalischen Ehebett steht (3421 ff.), und wirklich: sie fügen sich dem grausamen Gebot: *swenne si der werlte vroude betwanc, ir ietwederz in daz wazzer spranc* (3439 f.). Der Spielmann selbst und seine Hörer haben das schwerlich ernst genommen, solch Gehorsam konnte nur belustigen. Auch Wielands 'Wasserkufe' ist kein erbaulicher Text.

Mit Frau Ute, Hildebrants Gattin, wird einige Male ein sonst nicht vorkommender Scherz gemacht. Die beiden führen eine Musterehe, so dass Hildebrant nicht einmal einen Kuss von Kriemhild haben will: *des ensol niht sîn. ich wil ez heim behalten der lieben frouwen mîn* (Roseng. A 320, 3. 4; ähnl. Virg. W 80; Roseng. D 245 f. ist Rüdeger derselben Gesinnung).[1]) Diese treue Gattin muss sich dann öfters necken lassen, sie werde einen jüngeren Gatten bekommen, wenn Hildebrant tot sei, und der werde ihr viel mehr Freude machen (Roseng. D 558); Sig. Dr. 125—

[1]) Wie typisch diese Musterehe Hildebrants in verlorenen Gedichten über Hildebrant gewesen sein muss, zeigt eine Stelle bei Wolfr. Willeh. 439, 16: *meister Hildebrants vrou Uote mit triuwen nie gebeite baz.* So sagt der Dichter, um das feste Ausharren des Heidenkaisers Terramer im Kampfe zu malen, an einer Stelle, wo Rennewart diesen seinen Vater, ohne ihn zu kennen, erblickt; vielleicht wurde Wolfram dadurch an die Hildebrantssage erinnert (cf. Kant a. a. O. 90).

127 wird das Lachen über den Scherz ausdrücklich bezeugt.

Gelegentlich vorkommende Naivität in geschlechtlicher Beziehung verdient besondere Erwähnung. Kriemhild (Nib. A 15 ff.) will keinen Mann und muss sich erst von ihrer Mutter das Glück der Minne auseinandersetzen lassen. Dasselbe Motiv, stärker ausgedrückt, Ortn. 405: *mit zühten sprach der kleine, vil guot ist mannes lîp. wil du den mannen volgen sô muost du werden ein wîp. gewenst duz eine wîle die naht unz an den tac, ez mac dir alsô lieben daz dirz nieman erleiden mac.* Oder junge Leute erkundigen sich nach der Entstehung der Kinder, z. B. Wolfd. A 301 (vgl. 294): *‚mac aber kint von muoter âne vater komen?‘ ‚entriuwen‘ sprach diu frouwe, ‚des hân ich niht vernomen, von vater und von muoter wirt wol ein kint geborn‘.*

Die Stellung der Recken zu den Frauen ist im allgemeinen durchaus zurückhaltend. Sie suchen keineswegs Liebesabenteuer; wo diese vorkommen, da enden sie in aller Ehrbarkeit mit der Heirat. Oder wenn schon ein Recke, wie Wolfdietrich mit Marpaly, in eine verfängliche Situation gerät, so verhält er sich musterhaft tugendsam und wendet alle Reckenkraft an, das Weib von sich fernzuhalten. Es ist unhöfisch, aber nicht selten, dass die Recken Kuss und Gunst holder Frauen verschmähen. Von jenen musterhaften Ehemännern Hildebrant und Rüdeger, die kein anderes weibliches Wesen küssen wollen als ihre Frauen, sprach ich schon. Aus anderen Gründen ist der alte Wate der Liebe abhold. Er, der alte Haudegen, fühlt sich höchst beklommen in Gegenwart schöner Damen, wo er seinem robusten Wesen notwendig den Zügel anlegen muss. Als ihn die Mädchen daher scherzend fragen, ob er lieber im Kampfe oder in schöner Frauen Gesellschaft sei, thut er seinen Gefühlen keinen Zwang an, sondern sagt (Gudr. 344): *mir zimet einez baz, wan bî schœnen frouwen sô sanfte ich nie gesaz, ich entere einez lîhter, daz ich mit guoten knehten, swenne ez wesen solte, in vil herten*

stürmen wolte vehten, was natürlich den Mädchen sehr komisch vorkommt (345).[1]) Aber auch Wolfdietrich steht Wates Sinnesart nicht fern. Freilich will er selbst es nur als Scherz gemeint haben, als er die schönen Jungfrauen an Marsilians Hofe abweist: *durch wîp noch durch minne bin ich niht komen her; . . . mîn schilt unt mîn sper daz ist diu beste minne, der ich gewalten kan* (D VII, 78—80). Aber die hartherzige Abwehr der Marpaly, die ihn mit allen Künsten zu gewinnen sucht, ist doch fast zu tugendhaft; freilich ist Marpaly eine Heidin.

Umgekehrt steht es mit Wolfhart.[2]) Er hat eine lebhafte Zuneigung zu schönen Frauen (was jedoch erst in späterer Zeit betont wird). Da er aber ein hässlicher Mann ist (Roseng. D 581 f. wird von ihm erzählt, dass er ungekämmtes Haar habe und ein Mann sei, dem man keine Ehre zu erweisen brauche), so mögen ihn die Mädchen nicht leiden. So klagt er denn (Sig. Kaspar 132, 6): *„es wil mich keyne; ich pin als wol geraten nit, das sie sich an mich kere; und wen ich eyne darumb pit", so sprach der degen here, „so kert sie mir das hinder tail"* (ebenso Dr. 130). Obwohl er (Roseng. D 38—40) sich geweigert hat, mitzuziehen, ist doch nachher keiner froher als er, den Kuss so gut wie die anderen erhalten zu haben, und er rühmt sich dessen ausdrücklich (579). Natürlich wird er — das ist nun einmal sein Schicksal — wieder ausgelacht.

Der Verkehr der Frauen mit den Recken bewegt sich im allgemeinen in den Formen der feinen höfischen Kreise. Aber es kommen auch Fälle reckenhafter Grobheit gegen das zarte Geschlecht vor. Auch Frauen werden, wenn sie es verdient haben, ohne weiteres getötet; z. B.

[1]) Viel höflicher und eleganter zieht sich Totila in der Kaiserchr. 4581 aus der gleichen Verlegenheit. Gefragt, ob er lieber diese Nacht bei einer schönen Frau sein wolle, oder morgen in Waffen kämpfen, antwortet er ausweichend, rühmt den Krieg als Pflicht des Mannes, mehr aber noch die Frauen. Jedoch entscheidet er sich nicht geradezu, sondern sagt schliesslich (4617 f.): *ih pin ain tump man, diner rede ih niht wol geantwurten kan.*

[2]) Vgl. S. 44.

Gerlint in der Gudrun und Kriemhild im Nib. Yljas von Riuzen tötet sogar (Ortn. 331) die unschuldigen Heidenfrauen, bis Ortnit ihm Halt gebietet. Kriemhild bekommt (Nib. A 837) ihre nicht ganz unverdienten Prügel für ihr Ausplaudern, und überhaupt äussert Siegfried, so verliebt er gewesen, recht nüchterne Ansichten über die Erziehung und Behandlung der Frau (A 805): *‚Man sol sô frouwen ziehen‘, sprach Sîfrit der degen, ‚daz si üppec sprüche lâzen under wegen‘*, was mit höfischer Courtoisie wenig Ähnlichkeit hat. Ortn. 372 bekommt die Frau des Heidenkönigs einen kräftigen Faustschlag von ihrem Mann, und Wolfd. A 389 droht Berchtung seiner Gattin: *ich wirf dich über die mûre, gedenkst ir immer mêr* (nämlich ihrer gefallenen Söhne).

Anhang. Cynische Nennung der körperlichen Bedürfnisse, sei es unbildlich oder bildlich, findet sich im Heldenepos erst in später Zeit, während die Spielmannsdichtung den groben Effekt liebt. Im Salm. (244. 648. 661) furzt Morolf, 244 sogar zum Vergnügen der Königin; im Spruchgedicht von Salm. und Mor. kommt das dann bis zum Überdruss oft vor. Im Wolfd. D VI, 215 ist es noch ganz singulär, wenn Marpaly dem Wolfdietrich, der sie nicht loslassen will, droht: *brünze ich iu denn in die schôz, daz ist iu lesterlîch getân.* Der bildliche Ausdruck ‚bescheissen‘ für betrügen findet sich erst im 15. Jahrh. bei Kaspar (Laur. 36. 158). Das Alles sind nur sehr bescheidene Ansätze zu einer sonst im späteren Mittelalter und im 16. Jahrhundert nur allzu beliebten grobianischen Scherz- und Vorstellungsart.

Cap. V. Reste.

§ 27. Verkleidungen und Betrügereien.

Verkleidungen sind ein sehr beliebtes Motiv der Volksdichtung. Typisch sind sie in dem Apparat der Brautwerbefahrten, deren Grundzüge sich mit geringer Variation immer wiederholen. Besonders spielmännische Dichtungen haben sich mit Entführungsgeschichten gern befasst, doch fehlen sie auch der Heldensage nicht, und ein Kern alter volksepischer Dichtung wird, auch nach den Ergebnissen moderner Forschung, in ihnen stecken, wenn auch ihre romantisch-novellistische Ausgestaltung jung und spielmännisch stark beeinflusst ist. Diese Geschichten haben immer denselben Verlauf: Ein böser Vater — meist will er die Tochter keinem anderen gönnen oder sie gar selbst heiraten — verschliesst seine über alles schöne Tochter jeder Annäherung. Ein König in fernen Landen hört von der wundersamen Schönheit, und es steht ihm fest, diese oder keine muss seine Gemahlin werden. Verkleidet macht er sich auf, oder schickt seine treuen Diener, und entführt die Prinzessin, die ihm in Liebe anhängt, von seinem Ruhme und seiner Macht bezwungen. Dass man verkleidet, mit List oder Gewalt die Braut zu gewinnen suchte, ist gewiss ein echt volksepischer Zug, nur die Übertreibung, wie etwa im Salman und Morolf, und die Ausschmückung mit orientalischen Farben gehört den Spielleuten zu eigen. Eine Sonderung der Elemente kann meine Beschreibung sich nicht zur Aufgabe machen.

In der Gudrun machen sich die Hegelinge als Kaufleute verkleidet auf die Brautfahrt, und die gewaltigen

Recken nehmen sich — eine Wirkung des Kontrastes — in ihren Kostümen gar eigen aus; die echte Art schlägt durch das Kostüm des Händlers durch, wie bei Ilsan durch das Mönchsgewand. Auch Ortnit (A III, 251, vgl. C 313 f.) giebt sich als Kaufmann aus, ebenso Oswalt (Bearb. 575). Mit besonderer Liebe ausgeführt ist Hugdietrichs Brautfahrt (Wolfd. B), der als Mädchen verkleidet — wie Achilles, als seine Mutter Thetis ihn von der Fahrt nach Troja zurückhalten will — die Bekanntschaft seiner geliebten Königstochter sucht und findet; hat er sich doch zu diesem Zwecke sogar in weiblichen Handarbeiten geübt und es darin bis zu grosser Meisterschaft gebracht. Bei Tag spielt er dann in Mädchenkleidern die Freundin, bei Nacht die angenehmere Rolle des Geliebten des schönen Mädchens. Noch in späterer Zeit erregt dies die Lachlust der einst Beteiligten (B 244): *Dô sprach frouwe Liebgart ‚vil lieber hêrre mîn, ich wolte sîn niht wænen, daz ez alsô möhte gesîn, dô ir sô schône worhtet die hûben wunderlîch.‘ des begunde lûte lachen der künic Hugdietrîch.* Um seine Frau wieder zu gewinnen, verkleidet sich Wolfdietrich (B 396) in einen Waller: *er nam ein rûhen kotzen, er legte in an den lîp, sîn swert in einen palmen worht er und suocht sîn schœnez wîp* (ähnl. B 797. 873). Als Fahrender erscheint er B 769. Auch die nordische Sage bietet eine Reihe von Beispielen. Von den vielen Verwandlungen in den Götterliedern der Edda sehe ich hier ab, obwohl die Quellenuntersuchung vielleicht auch dort Fingerzeige gewinnen könnte.[1]) Die Thidr. verwendet gerade bei der Brautfahrt das Motiv öfters. Herzog Rodolf weilt verkleidet am Hofe des Königs Osangtrix, und nachdem er seinen Bruder ebenfalls in Verkleidung dorthin gebracht, entführen sie die Königstöchter Erka und Berta, die schon lange mit ihnen einverstanden waren. Ihr doppeltes Spiel veranlasst natürlich allerlei komische Situationen (47—56). Der Jarl

[1]) Helgakviþa Hund. II, 2 ff. dreht Helgi, als Magd verkleidet, die Mühle.

Iron kommt als altes Weib verkleidet zu Herburg, nämlich als die berühmte Hure und Landstreicherin Heppa, und entführt seine Braut (225). Allerdings nicht um eine Frau zu gewinnen, sondern um seinen Feind, den König Osangtrix, zu töten, vermummt sich Wildifer als Bär, und wie er, obwohl äusserlich ein Tier, doch als Mensch sich benimmt, das bewirkt allerlei komische Kontraste (140—144).

Besonders beliebt sind die Verkleidungen in den Spielmannsepen, die das Motiv mit grosser Mannigfaltigkeit und Liebe ausgestaltet haben. Rother wirbt unter falschem Namen als fahrender Recke, Oswald und die Seinen geben sich für Goldschmiede aus. Insbesondere aber ist Salman und Morolf recht eigentlich eine Dichtung der Verkleidungen. Morolf ist ein wahrer Meister der Kostümkünste, und er lässt sich keine Mühe verdriessen, um sich passende Masken zu verschaffen. Er erschlägt einen Juden und zieht ihm die Haut bis zum Gürtel ab, die er dann selbst anzieht. So verkleidet tritt er vor Salomon, der ihn nicht erkennt, und als er sich zu erkennen giebt, recht über ihn lachen muss (159 ff.). So verkleidet macht er sich weiter auf den Weg, die Königin, Salomons Gattin, wieder zu gewinnen. Als er schliesslich entdeckt wird und gefangen liegt, macht er seine Wächter betrunken, tötet einen von ihnen und erscheint in dessen Kleidern gleich wieder vor der Königin (312 ff.). Nachdem er dann 14 Tage in seinem Unterwasserboot zugebracht, kehrt er als Pilger zu Salomon zurück (352). 389 ff. verkleidet er den König als Pilger und schickt ihn auf die Burg. Als Salme zum zweiten Male entführt ist, macht sich Morolf wieder auf, sie zurückzuholen. Eine äussere Verkleidung aber genügt ihm nicht mehr, Ringe zieht er durch Nase und Ohren (617 ff.), das Haar schneidet er ab und eine Wurzel nimmt er in den Mund, die ihn aufbläht, als wäre er krank. Kaum aber ist er wieder aus dem Schlosse, wo Salme weilt, so wechselt er das Kostüm — er führt eine ganze Theatergarderobe mit sich (665 ff.) — und kehrt als Pilger zurück (666). Dasselbe wiederholt sich und er kommt als

fahrender Spielmann (687 f.), dann spielt er den Schlachter (701 f.), dann den Krämer (708), immer über seine frühere Verkleidung selbst aufklärend, so dass der König und die Königin immer nachträglich überzeugt sind, dass es Morolf gewesen, der sie gefoppt.

An die Stelle der Verkleidung tritt auch einfache Verstellung und Verbergen des Namens. Besonders typisch in Kämpfen, wo der eine der Helden, weil er selbst dem Kampfe entgehen will, oder weil er fürchtet, dass der andere sich sonst dem Streite entziehen würde, oder aus sonstigen Gründen seinen Namen verleugnet oder einen anderen annimmt: so giebt sich (Alph. 342—346) Hildebrant für einen Söldner des Kaisers aus, um nicht mit zwei Leuten Ermenrichs, denen er begegnet, kämpfen zu müssen. Bit. 8920 ff. legt sich Wolfhart einen anderen Namen bei, um die Schmach der Gefangenschaft von sich abzuwälzen, auch hier aber ohne Erfolg, da er erkannt und nun erst recht ausgelacht wird (8939). Nib. A 456 ff. fordert Siegfried mit verstellter Stimme den Wächter seines Nibelungenreiches heraus und zeigt dann ihm und Alberich zum zweiten Male seine Überlegenheit.[1]) Als Hildebrant mit den Seinen nach Bern kommt, heisst er sie die Schilde umkehren, damit sie unerkannt bleiben, um den Mut der Wülfinge zu erproben. Erst als der Kampf unmittelbar bevorsteht, giebt er das Inkognito auf (Alph. 389 ff.). Wolfd. D VI, 134 — 195 verheimlicht Wolfdietrich dem Heidenkönig seinen Namen, ja er treibt sogar Scherz damit (153): *wer wær der cristenman der von wolven wære geborn?* Denn sobald der Heidenkönig wüsste, wer er ist, würde der Kampf aus sein, da er ein Orakel bekommen hat, dass er von Wolfdietrichs Hand sterben werde. Wate (Gudr. 358 ff.) stellt sich, als habe er nie etwas von Fechten gehört, nimmt dann Unterricht bei einem Schirmmeister und lernt es bald so gründlich, dass sein Lehrmeister sich

[1]) Ebenso giebt er sich für einen Dienstmann Gunthers aus, um Brünhild zu erlangen (A 399).

kaum vor ihm zu retten weiss und König Hagen staunend ruft (370, 3): *ich ensach nie jungen lernen alsô swinde.*

Gelegentlich wird auch das Gegenteil des Wirklichen vorgespiegelt, um stark zu überraschen. Wolfdietrich (D VIII, 174 ff.) stellt sich, als merke er nichts von dem Betruge des Herzogs Gerwart, der vorhat, sich selbst für den Besieger des Drachens auszugeben und noch dazu auf den Gedanken verfällt, gerade Wolfdietrich, den er betrügen will, zum Eideshelfer zu bitten. Er ist aber an den Unrechten gekommen, denn höhnend weist Wolfdietrich ihn ab und erschlägt 25 seiner Mannen. Im jüng. Hildebrandsl. (Kaspar 18—22) kommt Hadubrant mit seinem Vater nach Hause, und auf die Frage seiner Mutter giebt er ihn für seinen Gefangenen aus, bis nach einiger Zeit zu Utens Freude die Wahrheit ans Licht kommt. Ein drastischerer Fall findet sich Thidr. 197. Dort ruft Widga, nachdem er den Riesen getötet, den Seinen schon von weitem zu, er habe die Todeswunde empfangen und sie sollten so schnell wie möglich fliehen, da ihnen sonst dasselbe Schicksal von dem Riesen bevorstehe. Wirklich fliehen alle ausser König Thidrek eiligst, bis sie merken, dass sie gefoppt sind. Ganz ebenso Kong Diderik oc hans Kæmper B 38 ff. (Grundtv. I, S. 101), wo Vidrich den toten Riesen in die Stellung eines Lebenden bringt, sich selbst mit Blut bestreicht, als sei er verwundet, und sich dann an der Angst weidet, die seine Genossen vor dem scheinbar Lebenden haben.

Nahe verwandt sind endlich die Scenen, wo der komische Effekt auf der durch Zaubermittel bewirkten Unsichtbarkeit einer Person beruht. So bedient sich Siegfried im Nib. der Tarnkappe öfters, aber höfisches Zartgefühl unterdrückt hier jede Komik, so nahe bei der Scene, wo Siegfried unsichtbar Brunhild im Bette überwindet, die Versuchung lag. Später aber, im Ortn., wird die Unsichtbarkeit gern und oft komisch in spielmännischer Manier benutzt. Der Zwerg Alberich hat nämlich eine Tarnkappe, mit der er sich manchen Spass macht. 226 ist

er auf einmal da zum Staunen und zur Freude Ortnits, und zwar hat er die Reise unsichtbar auf dem Mastbaume mitgemacht. Weiter ist es äusserst possierlich, wie Yljas von Riuzen immer eine Stimme hört, aber niemanden sieht, bis er schliesslich, nachdem Ortnit ihm seinen wunderbaren Ring an den Finger gesteckt hat, über die merkwürdige Geschichte laut lachen muss (240). Schlimmer ergeht es dem Heidenkönig, der vor Wut über die unsichtbare Stimme schier ausser sich gerät und (285) noch obendrein von Alberichs unsichtbarer Hand eine gewaltige Ohrfeige bekommt. Dieser trägt unsichtbar die Fahne vor dem Heere her: *des lachten si vil suoze, die zwêne künege hêr* (358, 1). Die köstlichste Szene ist aber 441—443, wo Alberich ein Götzenbild der Heiden auf den Arm nimmt und nun den Ungläubigen verkündet, was er von ihnen gethan wissen will; natürlich glauben sie, ihr Machmet habe zu ihnen geredet, und gehorchen ihm blindlings.

§ 28. Wunderdinge.

Des Wunderbaren viel geschieht in unseren Epen; das Meiste davon aber ist jung, beruht nicht auf alter Grundlage, sondern auf Erfindung der Spielleute und Geistlichen. Das gilt besonders für die Wunder, die Gott thut zur Hilfe der Menschen und zur Offenbarung seiner Macht. Indess sind auch sie von der grotesken Stilfärbung nicht frei geblieben. Es mag noch hingehen, wenn Tote reden (Wolfd. B 904; D VIII, 149: eines Engels Stimme aus dem Toten), wenn eine göttliche Stimme ertönt (Wolfd. A 20 ff. u. ö.), die Ketten zerbrechen (Wolfd. D IX, 81) u. dergl. mehr. Die Wunder der Spielmannsepen indessen grenzen ans Lächerliche. Or. 1005 f. sendet Gott ein Paar neue Schuhe, Osw. 1209 ff. muss ein Fisch auf des Heilands Befehl den verlorenen Ring im Munde wiederbringen und hübsch gewissenhaft an der Felseninsel abgeben. Auf Oswalds Gebet holt ein Engel den vergessenen und beleidigten Raben zu Hilfe, und die Promptigkeit, mit der die Jungfrau Maria Orendel in allen Lebensnöten beispringt, ist

bewundernswürdig. Dass die Spielleute diese schnellbereite göttliche Wundertätigkeit selbst ganz ernst genommen haben sollten, wird man bezweifeln. Natürlich wuchert das unmittelbare Eingreifen Gottes wieder besonders in den frommen Gedichten Or., Osw., Rol. Ein wesentlicher und echter Bestandteil der Volksepen sind diese Dinge keinesfalls.

Spätere Ausschmückung sind ebenso die mannigfach vorkommenden Automaten und künstlichen Apparate, die auch das Kunstepos nicht verschmäht: die künstlichen Bäume und Vögel des Rosengartens, die Nachtigall im Ringe, die Morolt schlagen lässt, Oswalds goldener Hirsch, die vergoldeten und versilberten Mäuse, durch die der Herburt der Thidreksage Hilds Aufmerksamkeit erregt, der Eisenmann der Virginal. Das Volksepos hat ganz andere Requisiten des Wunderbaren. Das sind alte mythologische Dinge, zauberhafte Ringe und Gürtel und Kappen, die wunderbare Kräfte verleihen oder unsichtbar machen und dergleichen mehr. Meist sind es kostbare Edelsteine, die, in Ringe gefasst, den Besitzern übernatürliche Gaben verleihen: 12 Männerkraft (Laur. A 1162 ff.; D 2381 ff.); 2 Männerkraft (Wolfd. D VIII, 42); die Kraft von 18 Fürsten (Osw. Bearb. 551); derselbe Ring macht unverletzlich in allen Nöten (ebenda 540). Bit. 7050 ist ein Ring heilkräftig. Sig. Dr. 54 gibt ein Stein die Kraft, Jahre lang Hunger und Durst zu ertragen. Ein anderer (Ortn. 245) befähigt alle Sprachen zu verstehen und zu sprechen. Ein dritter macht die Rüstung des Gegners weich wie Blei (Wolfd. D IV, 44). Häufig erschliessen solche Ringe die sonst unsichtbare Zwergenwelt (Ortn. 82.[1]) 97. 98; Laur. A 1260 f.). Die Thidr. kennt ausserdem noch einen Liebe erweckenden Stein (246; vgl. Salm. 93. 99) und einen Siegstein (70), zu welchem der Verfasser eine interessante Anmerkung macht, die dem Mythus gegenüber von rationalistischer Auffassung zeugt, aber seine psycho-

[1]) Er ist über 50000 Mark wert (vgl. S. 27).

logische Beobachtung beweist. Er meint nämlich, er wisse nicht, ob dieses wirklich von der Eigenschaft des Steines herrühre, oder von dem Vertrauen, das die Besitzer zu demselben hätten.

Ausserdem verdient natürlich die unsichtbar machende und Zwölfmännerkraft verleihende Tarnkappe Erwähnung (Nib., Ortn. und sonst), die zu den alten Requisiten der Volksepik gehört (vgl. § 27).

Die übrigen Erscheinungen sind singulärer Natur: Laur. A 191 ff. verleiht ein Gürtel dem Zwerge Zwölfmännerkraft; Wolfd. D IV, 50 macht ein Zaubertrank gar stark wie 15 Mann; Ecke 155 giebt Frau Babehilt dem Dietrich eine Büchse mit Salbe, die in drei Tagen jede Wunde heilt, während 175 ff. das wilde Fräulein durch eine Zauberwurzel sofort jede Müdigkeit und jede Krankheit bei Ross und Mann vertreibt. Wolfdietrich bekommt bei seiner Taufe ein Hemd, das ihm immer passt, hieb- und stichfest macht und alljährlich eine Männerkraft mehr verleiht (Wolfd. A 30. 31). Eine Wunschrute wird einmal erwähnt (Nib. A 1064); auch ein Jungbrunnen (Wolfd. B 336—339).

Verzauberungen, wie sie zum Apparat der Märchendichtung gehören, sind in der Volksepik sehr selten. Thidr. 163 ist Regin zur Strafe für seine Zaubereien in einen Lindwurm verwandelt. Wolfdietrich wird (B 317 ff.) in einen Waldmenschen verzaubert und die Helden (Laur. D 1868) unterliegen dem Zauber wenigstens so weit, dass sie einander unsichtbar sind. Der eigentliche Tummelplatz für Zaubereien aber ist der Wolfdietrich, wo die Heidin Marpaly sie in grossem Stile betreibt. B 641 sieht Wolfdietrich einen grossen See vor sich, der früher nicht da war, und eine gläserne Brücke führt hinüber. Als er auf deren Mitte ist, fallen beide Enden ein, so dass er nicht vor und zurück kann, und Marpaly fliegt als Elster davon. Wolfdietrich springt in kühnem Satze herab und glaubt in den See zu kommen, befindet sich aber auf einer Heide, wo er von 12 Teufeln angefallen wird, die sich, als er sie

erschlagen, wie die Köpfe der Hydra, erst zu 24, dann zu 72 vermehren.[1]) Kaum ist er ihnen entronnen, so liegt ein stählerner Berg vor ihm, den er ersteigt, um dann einen brennenden Wald vor sich zu sehen, so dass er umkehren muss (ähnlich: Kaspar 283—297; D VI). Noch viel schwierigere Zaubereien erfahren wir B 826 ff. Hier führt ein Zwerg Wolfdietrich in einem Garten zu einer Linde, die er aufschliesst, und siehe, 12 schöne Jungfrauen schreiten daraus hervor. In der Linde steht ferner ein Cedernbaum aus Gold, aus dem Wein und Moraz geschenkt wird. Dann lässt der Zwerg eine Büchse bringen, die er Wolfdietrich giebt, aus der dieser dreimal im Jahre 50 gewappnete Männer nehmen kann, abgesehen von 500 Dienstmannen, die sie spendet. Er hat weiter ein Horn, das über alle Länder vernommen wird und auf dessen Ton hin der Zwerg sofort herbeieilt. Es ist klar, dass dies nicht alte Züge sind, sondern orientalische Märchenmotive, die ja auch in der deutschen Märchendichtung sämtlich wiederkehren.

Zuletzt sei noch die mehrmals vorkommende Zauberlinde erwähnt, die jeden einschläfert, der sich in ihren Schatten setzt, mag er schlafen wollen oder nicht (Wolfd. B 516; D VII, 216; Ortn. Kaspar 278). Man erinnert sich der ähnlichen Linde des Iwein und des Schlafkissens im Tristan.

§ 29. Reichtum und Freigebigkeit.

Grosser Reichtum und besondere Freigebigkeit sind keine charakteristischen Züge des Volksepos, sondern in der höfischen Dichtung genau so an der Tagesordnung. Anderseits ist es natürlich, dass jede einigermassen naive Dichtung sich Fürsten und Herren nur unerschöpflich

[1]) Thidr. 17 gehen die Stücke der Riesin immer wieder zusammen und sie lebt von neuem.

reich vorstellen kann. So auch das Volksepos.[1]) Kleidung, Bewaffnung und Lebensführung sind reich und kostbar, aber mit ganz höfischen Farben gemalt und haben durchaus nichts Charakteristisches.

Öfters ist die Menge des Geldes, der Edelsteine und der kostbaren Gewänder so gross, dass sie nur mit vielen Wagen oder Saumtieren fortgeschafft werden können. Gudr. 12 sind 1000 Saumtiere nötig, um den Brautschatz von Sigebants Braut zu transportieren. Nach Nib. A 93 hätten *hundert kanzwagene* das Gold und die Edelsteine des Nibelungenhortes nicht getragen. Als er dann später nach Worms geholt wird, müssen 4 Tage und Nächte hindurch *12 kanzwagene* täglich dreimal fahren, um die Menge der Reichtümer zu bewältigen (A 1062); in der Bearb. C müssen sie gar neunmal täglich fahren (C 170, 5). Dieselbe Steigerung zeigt C in einem anderen Falle. Das Geld, das Kriemhild geblieben ist und das sie mit ins Hunnenland führen will, vermögen (C 193, 6) 600 Pferde nicht fortzuschaffen, während A an dieser Stelle (1211) nur 100 *miule* nennt. Roth. 1036 ff. haben 12 Wagen 7 Nächte zu thun, alle Kostbarkeiten aus den Schiffen zur Herberge zu bringen. Laur. D 2705 ff. beladen die Herren manchen Wagen mit Laurins Schätzen. Nib. A 707 bekommen die Boten so viel geschenkt, dass die Pferde es nicht fortzuschaffen vermögen.

Die Zwerge, die Hüter des Goldes, sind natürlich unermesslich reich. Laur. A 283 ist Laurin reicher als drei Könige, und die Krone der Similde (Laur. D 1720) ist so wertvoll wie drei Länder. Aber auch Kriemhild

[1]) Die Könige haben denn auch gewaltige Reiche: Gudr. 2 hat Gere *siben vürsten lant* (vgl. Gudr. 550,3. 580,3), ebenso Bit. 2004. 4141. 13351. Gross ist auch Etzels Reich, will er doch 12 Länder seinem Sohn Ortlieb hinterlassen (Nib. A 1852), in der Fassung C (293,5) sogar 30 Reiche. Dietr. Fl. 1879 f. hat sich Dietwart 24 Länder unterworfen und Roseng. D 149 beherrscht Etzel 16 weite Reiche. Or. 162 ff. dienen dem König Ougel 12 Länder und dem Oswalt (Osw. 7 ff.) gar 12 Königreiche, 24 Herzöge, 36 Grafen, 9 Bischöfe, und ähnlich dem Etzel (Etz. Hofh. 1. 2) 12 Könige und 12 Herzöge.

ist durch den Nibelungenhort, den Siegfried besitzt, so reich, dass die Frauen von 30 Königen dagegen nicht ankommen können (Nib. A 779). Ernst 1765 hat Ernst *goldes die fluot.*

Aus prächtigen Ausstattungen, die ja auch im höfischen Epos sich grosser Beliebtheit erfreuen, sei nur erwähnt, dass Gudr. 268 die Schiffe silberne Anker haben und (1108) seidene Taue, was an die Neigung der Märchen und der naiven Poesie erinnert, alles aus den edelsten Stoffen hergestellt zu denken. Indessen glaubt sich der Dichter doch dieser Übertreibung wegen entschuldigen zu müssen (268). Laur. K 1215 ff. werden gar die Wände mit *guldein tuechern liehtvar* behangen. Die Herrlichkeit des Rosengartens, der ihm ein Paradies scheint, vermag Rüdeger nicht in einer Woche zu berichten (Roseng. C 1031 ff.).

Die *milte* war eine der höfischen Kardinaltugenden; sie ist die unbedingte Pflicht des Herrn, der auf Ehre hält, zumal des Fürsten. Unter allen Umständen wird Boten oder Gästen ein Geschenk gemacht und zwar ein möglichst grosses, um die Fülle der eigenen Mittel und die würdige Gesinnung zu zeigen. Indessen war auch hierbei die Mode von Wichtigkeit; oft hört man die Klage über Abnahme der Milde. Der Biterolfdichter, der auch sonst ein laudator temporis acti ist, klagt in beweglichen Worten (4054 ff.): *hete ein künec nu goldes rôt grœzer danne wære ein berc, si tæten niht als miltiu werc. der fürsten lop und êre, daz swindet leider sêre; daz wuohs ê von tage ze tage*; eine Klage beiläufig, die auch höfisch nicht selten ist. Hohe Summen werden als Geschenke gegeben. Bibunc bekommt (Virg. 947) als Botenbrot 100 Mark Geldes, und noch mehr wird ihm versprochen; Virg. 442 bekommt der Bote gar 200 Pfund Zehrgeld. Nib. A 316 werden Schilde voll Gold verteilt, so dass jeder gegen 500 Mark empfängt. Virg. 1074 beträgt das Botenbrot 500 Pfund. Je Vieren der Genossen Hagens schenkt dessen Vater 1000 Mark (Gudr. 171), ja Hagen würde 1000 Pfund darum geben, wenn er Horant

zum Singen bei Hofe veranlassen könnte. 1000 Mark soll auch ein armer Graf bekommen (Roth. 1446). *Wol tûsent marke wert* schenken die verkleideten Hegelinge an Hagen (Gudr. 297). Bit. 7433 ff. bekommt Rüdeger ausser vielen anderen schönen Geschenken eine Fahne, die so schwer ist, dass, wenn ein Wind weht, niemand sie zu tragen vermag (7493 ff.). Wenn man sie kaufen wollte, so wäre sie *wol tûsent marke wert* (7504). Für 20000 Mark an Wert haben die Hegelinge verschenkt (Gudr. 308). Was sie haben, geben sie umsonst denen, die es haben wollen (Gudr. 325). Rüdeger (Roseng. D 210 f.) will nicht anders auf Botschaft reiten, als wenn er der Würde seines Herrn entsprechend gekleidet wird. Und er erhält (211) ein Gewand, das 20000 Mark kostet. Als Siegfried getötet ist, giebt Kriemhild den Armen um seinet Willen 30000 Mark (A 1003). Dieselbe Summe verschenkt Gernot (A 1217). Das kostbarste Geschenk macht aber Frau Seeburg dem Ecke (Ecke 21 f.), nämlich Ortnits goldene Brünne, die sie für 50000 Mark im Kloster *ze Tischen* im Burgunderlande gekauft hat. Den Ring, den Ortnits Mutter dem Sohne schenkt, hält sie wegen der wunderbaren Kraft des Steines für wertvoller als 50000 Mark (Ortn. 82).

Ich will nun nicht alle die Stellen anführen, wo Rosse, Gewänder und Rüstungen verschenkt werden; ist das doch ein auch höfischer Poesie vertrautes Motiv. Ich hebe nur noch einige besonders hyperbolische Fälle heraus. Gudr. 41 wird an1000 Frauen herrliche Gewandung verteilt.[1]) Klage A 1031 ff. erzählt von Rüdeger, er habe so viel verschenkt, wie sonst wohl 1000 Könige. Ungewogen wird das Gold verteilt (Ernst 640 ff.), ebenso Schilde voll Gold (Dietr. Fl. 8078 ff.); und Bit. 6698 wird ein Schild voll Gold herbeigetragen, so schwer, dass vier Männer ihn nicht zu tragen vermögen. Etzel verspricht (Walthar. 405 ff.) dem, der

[1]) Der Kuriosität halber sei das Geschenk erwähnt Roseng. D 140: *Hânt sie bî dem Rîne ir rocke überzogen, ûf iegelîchen gesmidet zwelf guldîne vogel, sô wil ich ûf die iuwern alle samt besunder ûf ieglîchen heizen smiden zwelf guldîniu merwunder.*

den entflohenen Walther zurückbringt, so viel Gold, dass er, wenn er aufrecht steht, ganz davon bedeckt ist und nicht aus der Masse der Schätze herauskommen kann, ein uralter Zug, zu dem zu vergleichen ist Edda Reginsmól 5 ff., wo sich die Götter nur lösen können, indem sie das ganze Otterfell innen und aussen mit Gold bedecken, selbst noch das letzte Haar mit dem kostbaren Ring Andwaranaut. Ein ganzes Herzogtum wird dem Boten versprochen (Osw. 301). Bit. 6748 wird so viel gegeben, dass selbst ein Kaiser es gern nehmen würde, und Wolfd. D IX, 207 werden die Fahrenden reiche Leute; sie besitzen mehr als 100 Mark.

Bis an die Grenze des Möglichen geht gelegentlich die Freigebigkeit. Wenn Frute zur Brautfahrt irgend etwas verlangt, bekommt er es gleich dreissigfach (Gudr. 280). Etzel will lieber 10 Länder missen, ehe jemand ohne Gabe von ihm ginge (Bit. 1374 f.). Sigebants Gattin würde selbst das Land von 30 Königen hergeben, wenn sie es hätte (Gudr. 21). Nib. A 42 heisst es gar: *ros unde cleider daz stoup in von der hant, sam sie ze lebne hêten niht mêr wan einen tac.* Öfters gibt man wirklich so lange, bis man selbst nichts mehr hat. Nib. A 1310: *des gestuont dô vil der degene von milte blôz âne cleit.* Ebenso spendet Ortnit (53) so lange, bis nichts mehr übrig. Oswalt gar (Osw. 3175 ff.) gibt, allerdings aus christlicher Demut, alles, was er hat, bis er als fast nackter Bettler abzieht. Sogar seine Frau abzutreten, ist er freigebig genug gewesen. Da allerdings hat die Prüfung ein Ende, denn Gott selbst war es, dem er alles gegeben. Das ist deutlich legendarisch-spielmännische Erfindung; hatten doch die Spielleute an der *milte* besonderes Interesse.

Friedr. Panzer hat jüngst in einem schönen Vortrage[1]) nachzuweisen gesucht, dass in den sogenannten mhd. Volksepen noch eine alte Tradition von der germanischen Heldendichtung her lebendig ist, die das höfische Epos aufgegeben hat. „Sie sind also konservativer als die höfische Dichtung, die auf einem fortgeschritteneren Standpunkte steht“ (S. 10). Gewiss! So viel Stilwandlungen das Volksepos durchmachen mochte, es hat keine literarische Neuschöpfung erfahren, wie der Artusroman sie darstellt, und die Voraussetzungen des mündlichen Vortrags waren in den mhd. Volksepen noch nicht lange und noch nicht entschieden verlassen. Ich hoffe ein weiteres Band mit dem altgerm. Epos durch meine Darstellung der Hyperbel geknüpft zu haben. Freilich aus dem 'individualistischen' und 'realistischen' Charakter, den Panzer der höfischen Dichtung etwas einseitig zuweist, möchte ich es nicht ableiten, dass in ihr die Hyperbel eine so viel geringere Rolle spielt, als im Volksepos. Sie widerlegt mir vielmehr Panzers Ansicht (S. 29), das Volksepos sei ebenso ausgesprochene Standespoesie, wie das höfische Epos. Ja, Standespoesie war das Volksepos, d. h. die Vorgänger unserer Dichtungen, einmal gewesen, aber gerade als die neue Kunst gekommen war, sank die alte zum Volke. Wie hätte derselbe ritterliche Kreis auf der einen Seite das lebhafte Interesse an der individualisierenden verfeinernden Kunstrichtung nehmen und trotzdem von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Hyperbel vergröbern und zur Burleske verzerren sollen, wovon wir Ende des 13. Jahr-

[1]) Das altdeutsche Volksepos, Halle 1903; der Vortrag erschien, während meine Schrift bereits zum grösseren Teile gedruckt war.

hunderts schon eine Fülle von Beispielen haben? Dem Geschmack der neuen höfischen Zeit machen auch die Dichtungen altepischen Stoffes Konzessionen verschiedener Art: als Ganzes gerechnet, zeigen die mhd. Volksepen einen gröberen, übertreibenden Stil, der, wie er der höfischen *mâze* ins Gesicht schlägt, mir keinen Zweifel lässt, dass sie sich an ein Publikum von minder höfischer, selbst ritterlicher Zucht wenden. Was nicht ausschliesst, dass auch die feinere Gesellschaft sich gelegentlich ganz gern an der vertrauten derberen Kost von den Anstrengungen der höfischen Bildung erholte. Aber jeder exklusive Charakter liegt dem mhd. Volksepos fern, so viel Abstufungen von plumper Popularität bis zur edelen, von der neuen Kunst auch formell gehobenen Würde herauf es darbietet.

Reste alter deutscher Art und Kunst also, stark gewandelt im Verlaufe steigernder Entwickelung, vielleicht auch hie und da von dem Einfluss der französischen Chansons de geste leise berührt, habe ich aufzuweisen versucht. Aber auch die Dichter der sogen. Volksepen waren nach Individualität und Bildungssphäre sehr verschiedene Persönlichkeiten, und ihre Werke legen Zeugnis davon ab. Der eine mehr, der andere minder, haben sie die alten Stilelemente verwendet oder neuen Einlass gewährt. Grob betrachtet, sondern sich so die Volksepen für die litterargeschichtliche Darstellung in drei hauptsächliche Stilgruppen:

1. höfisch stark beeinflusste Epen;
2. Epen in verhältnismässig echtem Volkston;
3. spielmännisch gefärbte Epen.

Natürlich stellt eine solche Gruppe nicht einen festen Stiltypus dar, sondern lässt für individuelle Färbung weiten Spielraum.

So vereinige ich in der ersten Gruppe recht verschiedene Epen: Nib., Gudr., Alph., Bit. und in weitem Abstand die Klage. Gemeinsam ist ihnen ein, cum grano salis zu verstehen, gedämpfteres Kolorit, ohne die sehr

grellen Effekte der übrigen Epen. Die Hyperbel ist die Ausnahme, fast ein Herausfallen aus der Stimmung. Riesen, Zwerge, Lindwürmer, diese sonst so häufigen, der Volksphantasie geläufigen und lieben Wesen, fehlen so gut wie ganz und damit der Anlass zu einer Menge von Hyperbeln. Im Nib. z. B., wo diese Fabelwesen doch zum Sagenstoffe gehören, wird nur flüchtig von ihnen berichtet, niemals treten sie selbst auf. Unsere Epen sind da sogar enthaltsamer wie manches höfische Epos. Alles geht natürlich zu, nur selten spielen alte mythische Elemente, wie etwa die Unsichtbarkeit durch die Tarnkappe, eine Rolle. Der Realismus dieser Gruppe geht erheblich über den Artusroman hinaus.

Das Nibelungenlied zumal steht in vieler Beziehung der höfischen Kunst recht nahe. Die ausgedehnte zarte Liebesgeschichte zwischen Siegfried und Kriemhild ist dem volksmässigen Geschmack der Heldensage fremd: ihm treten die Frauen ganz in den Hintergrund (vgl. S. 129 ff.). Wie Siegfried Brünhild zum zweiten Male überwindet, diese Scene musste der zarter fühlende Dichter des Nibelungenliedes im Gegensatz zur Thidr., d. h. wahrscheinlich der echten Sagenüberlieferung, wesentlich verändern (vgl. S. 134 f.). Aber auch er tritt mit seiner Ausmalung der Heldenkraft, mit der Gestalt Brünhilds und besonders mit den grausigen Schlussscenen deutlich in die Reihe der Volksepiker. —

In der Gudrun neigen vor allem Wate und Hagen zum Volksmässigen herüber. Auch Gudruns Verhältnis zu ihrem Verlobten entbehrt jeglicher höfischen Sentimentalität, während der Greifenraub und die Brautfahrtsgeschichte spielmännisch anmuten.

Besonders deutlich wird der höfische Einfluss im Biterolf. Hier sind wie im Ritterepos die Kämpfe gehäuft. Dietleibs Jugend gemahnt stark an den Parzival- und Rennewarttypus und legt damit französischen Einfluss nahe; auch das gedehnt erzählte Turnier schlägt aus der Art, wie denn schon die Reimpaare auf das höfische Epos

weisen. Trotzdem bot auch er im Einzelnen viele Bezüge zum volksmässigen Stil, Standesironie, blutige Scherze nach dem Kampf u. s. w. Rich. v. Muth[1]) sagt richtig, das Epos stimme im Stil ungefähr zu den Nibelungen, aber nicht zur Klage.

Diese, obwohl eng mit dem Nibelungenliede verbunden, unterscheidet sich in den von mir behandelten Stilmitteln scharf vom Biterolf, mit dem man sie in die nächste Beziehung setzen wollte. Rödigers Ansicht[2]), sie sei ein Gemisch von feinerem volkstümlichen und höfischen Stil, kann ich mir nach den Ergebnissen meiner Untersuchung nicht aneignen. Die gröbsten und stärksten Effekte finden sich gerade in der Klage, voran die groteskesten Ausbrüche des Schmerzes (vgl. S. 53 ff.), aber auch z. B. die gewaltige Schwere und Grösse der Helden u. s. w. Diese Züge in ihrer Häufung erweisen ein sehr viel höheres Mass grell volksmässiger Beleuchtung; darüber darf uns weder die äussere Form, noch der handlungsarme Inhalt der Klage täuschen. Ihr Verfasser hatte eine andere Stilschule und andere Stilideale als der des Biterolf.

Den untemperierten, ererbt volksmässigen Charakter vergegenwärtigen am besten die Epen der zweiten Gruppe: Dietr. Fl., Rab, Ecke, Sig. und Virg. Riesen, Zwerge und Lindwürmer sind hier an der Tagesordnung. Die Frauen treten ganz in den Hintergrund. Die alte Hyperbel des rhapsodischen Stils steht in kräftiger Blüte. In Dietrichs Flucht und der Rabenschlacht, die eng zusammen gehören, spielen Wunderwesen, wie das im Thema lag, noch keine Rolle und damit neigen sie noch zu der vorigen Gruppe, sonst aber sind sie voll der stärksten Übertreibungen in Schlachtschilderung, Blutreichtum, gewaltigem Schwitzen, Kampfgier, unglaublichen Heereszahlen u. s. w.

Die eigentliche Domäne der wunderbaren Riesen-, Zwergen- und Drachenabenteuer, die in immer neuer

---

[1]) Zs. 21, S. 182–88 und 22, S. 382 ff.

[2]) Arch. f. d. Stud. d. neueren Spr. 98, S. 414.

Variation wiederkehren, sind Ecke, Sigenot und Virginal. Die Phantasie kann sich nicht genug thun in übertreibender Darstellung der ungetümen Riesen und Würmer. Die Kämpfe sind gewaltig wie die Kraft der Riesen. Die Virginal neigt in einzelnen Zügen schon zum spielmännischen Ton; so mit ihren automatischen Männern und Linden. Sonst ist sie eine Blütenlese aller volksmässigen Übertreibungen. Von Riesen und besonders Lindwürmern wimmelt es in ihr wahrhaft erschreckend. Dabei fehlen doch höfische Bezüge auch hier nicht ganz. Wie Zupitza (H.B. V, S. XIX) richtig bemerkt, ist Frauendienst und Abenteuerlust der Kernpunkt der Dichtung. Diese Motive, höfisch wie sie sind, haben doch dem Stile seinen scharf ausgeprägten volksepischen Sondercharakter nicht nehmen können.

Laurin, Rosengarten, Ortnit und die Wolfdietrichsepen fasse ich zu der letzten Gruppe der spielmännisch gefärbten Volksepen zusammen. Die Hyperbel ist auch hier überall im Flor. Aber sie sucht mehr kuriöse als starke Wirkungen. Und die Vorliebe für erotische, manchmal auch cynische Dinge, die dem echten altepischen Wesen ganz fremd ist, dazu für wunderbare Begebenheiten, Zaubergeschichten, Anekdoten, Entführungsgeschichten erinnern immerfort an das Spielmannsepos. Das Ganze verliert so an Würde und streift an das Schwankhafte. So muss in dem vergleichsweise ernsthaften Ortnit z. B. die mythologische Tarnkappe zu den heitersten Scenen Veranlassung geben (vgl. S. 147).

Unter den verschiedenen Fassungen eines und desselben Epos ist der Unterschied im Gebrauch der Hyperbel selten erheblich: sie stehn sich zeitlich in der Regel zu nahe. Bald fehlt eine Hyperbel, bald steht hier eine andere als dort; eine einschneidende Differenz ist nicht zu merken. So bei den Fassungen des Nib., A, B, C, bei den Rosengärten A und D und Laur. A und D.[1])

[1]) Erst in D wird Laurin ein Gaukler, ein Hofnarr (vgl. S. 120).

Ergiebiger sind die Wolfdietrichsepen. Die Redaktionen A und B gehn in ihrem Tone nicht weit auseinander: dass in B die Erotik eine etwas grössere Rolle spielt, liegt an der dazu herausfordernden Ausführung der Hugdietrichsage. Wie sehr aber D sich in Grobheit und breiter Ausführung des Grotesken von A und B unterscheidet, das ergab sich in allen Punkten meiner Untersuchung; ich erinnere nur an die drei grossen grotesken Partieen, die in D so gut wie ganz neu sind: die Marpalyscene, das Messerwerfen (beide D VI) und die scherzhafte Schilderung von Wolfdietrichs Mönchtum (D X): sie bringen konzentriert zur Erscheinung, was uns in unzähligen Einzelheiten auf Schritt und Tritt begegnet.

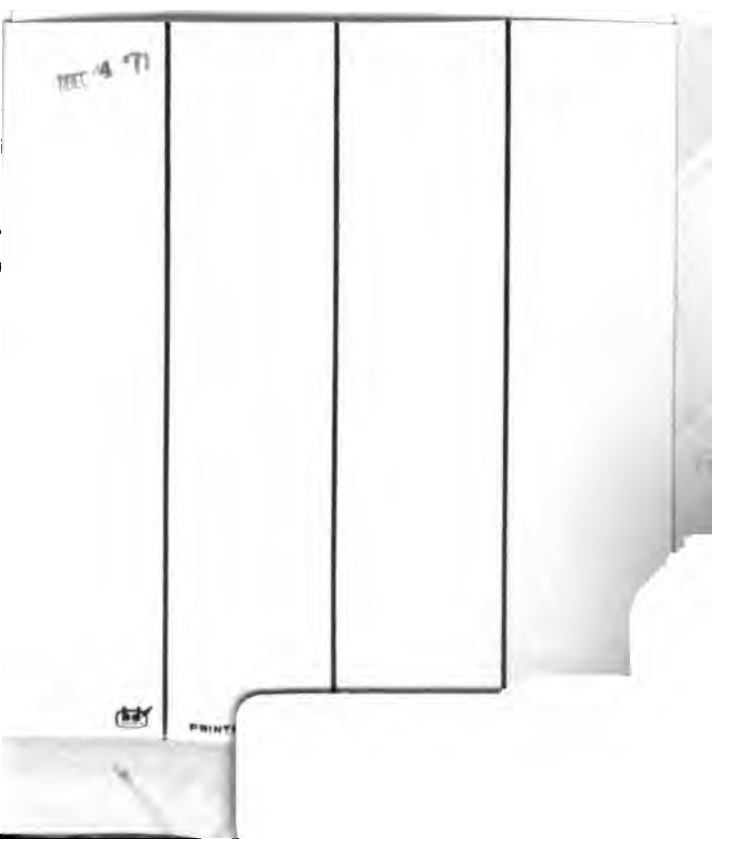
Scharf in die Augen springt der Stilwandel vom 13. zum 15. und 16. Jahrhundert, zu der Zeit Kaspar v. d. Röns und der Drucke. Ich nannte diese Zeit eine Renaissance für die Heldensage, aber es ist ein Blühen eigener Art. Bedeutete schon das flache Machwerk, die Nibelungenhandschrift bei den Piaristen, eine Vergröberung, so war jene neue Blüte, ein Produkt des Lesebedürfnisses, zugeschnitten auf den Geschmack einer effektlustigen, rohstofflichen Zeit, der jeder Formsinn verloren ist; ohne jede feinere Durchführung, plump und cynisch, verhunzen diese jüngsten Ausläufer die alten Dichtungen oft mit völligem Missverstand; cynische Witze und Anspielungen auf die gröbsten körperlichen Bedürfnisse werden nicht mehr gescheut. In den besonderen grotesken Zügen dieser letzten Periode vermögen wir kaum mehr den Reflex jener uralten hyperbolischen Darstellung zu erkennen, wie sie aus dem mündlichen Vortrag gewaltiger, in der idealen Ferne immer gewaltigerer Ereignisse notwendig hervorwuchs.

Ein uraltes Stilmittel der hohen Kunst war so nach und nach übersteigert und vergröbert zur Posse geworden. Aber wir freuen uns, durch alle Übertreibung und Verzerrung hindurch etwas zu spüren von der leidenschaftlichen, sinnlichen Energie, mit der germanischer Darstellungstrieb sich die grossen Thaten seiner Heroen gestaltete.

Inhalt.

	Seite
Einleitung und Quellenverzeichnis	1— 19
Cap. I. Der Held	20— 69
§ 1. Gestalt	20— 24
§ 2. Waffen	24— 29
§ 3. Pferde	29— 31
§ 4. Kraft	31— 36
§ 5. Mut und Selbstbewusstsein	36— 42
§ 6. Kampffreudigkeit und Kampfbegier	42— 46
§ 7. Kampfweigerung und Feigheit	46— 52
§ 8. Gemütsbewegungen	53— 59
§ 9. Allgemeine Epitheta	59— 61
§ 10. Groteske Typen	61— 69
Cap. II. Der Kampf	70—108
§ 11. Lärm	70— 72
§ 12. Feuer und Nebel	72— 75
§ 13. Schweiss und Staub	75— 77
§ 14. Wirkung der Hiebe	77— 82
§ 15. Blut	82— 85
§ 16. Heereszahlen und Kampfresultate	85— 92
§ 17. Unhöfische Kampfart	92— 96
§ 18. Art der Kriegsführung	96— 97
§ 19. Standesironie	97- 100
§ 20. Ironie, Hohn und Schimpfworte	100—108
Cap. III. Elementar- und Fabelwesen	109—128
§ 21. Riesen	109—117
§ 22. Zwerge	117—120
§ 23. Wilde Tiere	120—123
§ 24. Engel und Teufel	123—128
Cap. IV. Die Frau und die Liebe	129—142
§ 25. Frauen	129—133
§ 26. Liebe und erotische Scherze	133—142
Cap. V. Reste	143—155
§ 27. Verkleidungen und Betrügereien	143—148
§ 28. Wunderdinge	148—151
§ 29. Reichtum und Freigebigkeit	151—155
Schluss	156—161

Druck von Carl Salewski, Berlin C.

NON-CIRCULATING

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California